CHRISTIANEUM

1986

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
41. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG JUNI 1986

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
41. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG JUNI 1986

INHALT

Projektreisen 1985

Israel 3

Sowjetunion 4

Griechenland 7

Ravenna, Padua, Venedig 11

Florenz, Volterra, Rom 14

Aus dem Schulleben

Zur neuen Orgel 16

ROMA – *redde rationem* (Lateinbuchdiskussion) 19

Schriftsteller lasen im Christianeum (5) 22

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Verantwortlicher Redakteur: Gunter Hirt, Hartkrögen 37, 2000 Hamburg 56

Redaktion: Ulf Andersen, Jürgen Dräger, Karin Müller,
Margarethe Müller von Blumencron, Rosemarie Nowack, Philip Franz

Herstellung: Hans Christians Druckerei, Hamburg

ISRAEL-PROJEKT: 3.–24. 10. 1985

Der Reiseverlauf mit den Übernachtungsorten Tel Aviv, Haifa, Zefat (Safed), Tiberias, Jerusalem, Engedi und wieder Tel Aviv verrät schon etwas von der Zielsetzung des Projektes: Wir wollten die wichtigsten Regionen kennenlernen – die besetzten Gebiete entfielen von vornherein aus Sicherheitsgründen – mit den deutlichen Unterschieden in der wirtschaftlichen Struktur und Bedeutung, im Klima, in den prägenden Bevölkerungsgruppen. Vor allem aber ging es auch um die Auseinandersetzung mit Geschichte, Kultur und den drei Religionen, die von der biblischen Überlieferung geprägt sind.

Im Grundkurs Hebräisch und im Leistungskurs Religion waren die Überlegungen im Sommer 1984 so weit gediehen, daß ab Herbst 1984 die notwendige vorbereitende langfristige Planung zu einem konkreten Projektplan wurde.

Großzügige staatliche Zuwendungen, wie sie etwa im nichtschulischen Bereich in Sachen Israel üblich geworden sind, konnten uns leider nicht zugute kommen. Was nach den bestehenden Bestimmungen möglich war, hat uns die Schulbehörde zu unserer großen Freude ermöglicht. Nach all den politischen Absichtserklärungen im Jahre 1985 müßte eigentlich endlich die finanzielle Förderung sachlich motivierter und fachlich vorbereiteter Projektreisen nach Israel in Zukunft möglich werden, wenn man die übliche Bandbreite der Jugend- und Verbandsbegegnung mit Israel bedenkt.

Aus Kostengründen übernachteten wir in Jugendherbergen, verpflegten uns selbst, waren unsere eigenen Reiseleiter und Reiseführer und benutzten öffentliche Buslinien. Aus dieser Perspektive lernten wir unser Projektland besonders intensiv kennen mit seinen Menschen, seinen Problemen und seinem besonderen Reiz.

Die Tatsache, daß wir aus der Bundesrepublik kamen, daß wir als Deutsche sofort erkennbar waren, schien uns vor der Reise als vielleicht belastend oder problematisch für den Kontakt zu jüdischen Israelis, aber das waren unbegründete Befürchtungen. Gerade die ältere Generation, die im Kindesalter vor dem Naziterror fliehen mußte, begegnete uns besonders gesprächsfreudig, offensichtlich erfreut, mit uns deutsch reden zu können.

Die Kommunikation mit der jüngeren Generation lief über das Englische. Die Nazizeit ist (auch) für sie (nur noch) Geschichte. Die Kenntnisse über diese Zeit liegen nach repräsentativen Umfragen auf dem gleichen Niveau wie bei Umfragen unter vergleichbaren Jugendlichen in der Bundesrepublik. Allerdings werden neonazistische Töne, und seien sie auch noch so dümmlich, sehr aufmerksam registriert und reflektiert. Den politisch bewußten Leuten in Israel ist auch durchaus die Vergleichbarkeit des Neonazismus und des Phänomens Kahane mit wachsender Sorge deutlich. Die Diskussion über das Nahost-Problem wurde in aller Offenheit geführt. Kritische Fragen konnte man sich gegenseitig stellen, ohne daß dadurch die Herzlichkeit der menschlichen Begegnung litt. Wir spürten etwas von der Hilflosigkeit einer Demokratie gegenüber dem verbrecherischen Terror überhaupt, noch dazu inmitteln einer politisch so ganz anders strukturierten Staatengemeinschaft. Wir spürten etwas von der inneren Zerrissenheit und Unsicherheit trotz der nach

außen zur Schau getragenen lässigen Stärke und Überlegenheit, die der jüdischen Bevölkerungsmehrheit vielleicht einmal zur Gefahr werden könnte.

Wir haben ein umfangreiches Besichtigungsprogramm absolviert. Mit ebenso großer Freude denken wir an die zahlreichen bereichernden Begegnungen zurück: in Tel Aviv bei Frau Glücksmann, die uns in ihre Privatwohnung einlud; in Nahariya in der Highschool mit Teilnahme am Unterricht und Einladung in Familien, vermittelt und organisiert durch Direktor Amit; mit Pater Gumpert, der uns spontan durch den Gesamtkomplex der Verkündigungskirche in Nazareth führte; der Abend bei Claudia Junge in Jerusalem, die sich für den christlich-jüdischen Dialog und die Betreuung deutscher Praktikanten in Israel einsetzt; Schwester Myrianne im Ecce Homo Hospiz an der Via Dolorosa; die spontane Einladung in eine arabische Großfamilie auf dem Ölberg; das Gespräch mit dem Gründer der Siedlung Neve Shalom, Herrn Aron, der den bisher einzigen Versuch einer jüdisch-arabischen Integration durch die Schule gestartet hat . . .

Wer kann die Wanderung durch den Wadi Qilt, sozusagen auf den Spuren des Barmherzigen Samariters, nach Jericho vergessen? Oder den Sabbat in Zefat, der uns die konfessionelle Vielfalt des Judentums vor Augen führte, den Sonntag am See Genezareth, um nur zwei Tage herauszugreifen?

Bedrückend war die Zerrissenheit der Christen, besonders eindrücklich beim Besuch der Grabeskirche in Jerusalem. Warum darf man eigentlich an den verehrtesten Stätten christlicher Tradition, etwa im Heiligen Grab, photographieren? In den meisten islamischen und jüdischen heiligen Stätten ging es nach westeuropäischem Empfinden feierlicher zu.

Auch die Biblische Geschichte wurde durch die Reise anschaulicher: daß David auf der Flucht vor Saul sich in der Wüste verstecken und dort leben konnte, wurde uns im Nahal David bei Engedi gut verständlich. Und daß der Tyrann Herodes (aus der Weihnachtsgeschichte wohlbekannt!) ungeheure Angst vor seinen Untertanen und vor Umsturz hatte, wird jedem Besucher seiner Festung Masada nachdrücklich deutlich.

Wir blieben während der gesamten Reise trotz mancher Strapazen eine harmonische Gruppe, waren trotz mancherlei Gefährdung nie ernsthaft in Gefahr. Gott sei Dank.

Rothkegel

PROJEKTREISE SOWJETUNION HERBST 1985

Eine Reise in die Sowjetunion. Viele Fragen haben wir uns gestellt, bevor es schließlich soweit war. Viele Fragen, die schließlich Antworten fanden. Vielleicht kann meine vorliegende Zusammenfassung dem Außenstehenden einen kleinen Einblick in die Welt verschaffen, in der wir zwei Wochen gelebt haben.

Die Hinreise erfolgte per Bahn nach Ost-Berlin und von hier aus weiter durch Polen nach Moskau. Auf dem Wege von Moskau nach Leningrad und von hier aus zurück nach Hamburg flogen wir in echten Aeroflot Tupolev-144 Jets. Wenn man von dem Ächzen der Flugzeuge beim Zünden der Triebwerke absieht, blieben die letzteren zwei Fahrten recht uninteressant. Die Zugfahrt

dagegen war etwas ganz Besonderes. Zuerst einmal erfüllten sich unsere Befürchtungen nicht, in sowjetischen Waggons fahren zu müssen, die angeblich sehr unangenehme Vibrationseigenschaften haben. Vielmehr hatten wir wohl das Glück, in einem echten VEB-Zug fahren zu dürfen. Trotz der Anstrengungen, die solch eine Bahnfahrt für alle bedeutete, trotz der Tatsache, daß die Abteile unter Ausschluß der Öffentlichkeit (wir mußten hinausgehen) an der Grenze durchsucht wurden, wuchs die Gruppe während der Fahrt von der Schülerseite her zu einer gewissen Einheit zusammen. Schließlich hatten wir hier nicht nur wie immer als gemeinsamen „Gegner" die Lehrer, sondern dazu auch als verbindenden Faktor die Ungewißheit unseres Unterfangens. Die erste überraschende Bekanntschaft, die ich persönlich mit dem uns erwartenden System machte, ergab sich sinngemäß auch in diesem Zug, als ein polnischer Schaffner fragte, ob wir nicht D-Mark in Rubel tauschen wollten. (Der Kurs wurde schließlich auf 10 Mark = 12 Rubel gehandelt). In Moskau angekommen, begann das tägliche Leben mit all seinen Offenbarungen, aber auch Enttäuschungen. Unsere Behausungen in den beiden Städten waren äußerst verschieden. Während unser Moskauer Hotel (Gostiniza Sewastopol) ein Betonneubau weit außerhalb des Stadtzentrums ohne eigenen baulichen Charakter war, konnte sich unsere Leningrader Unterbringung damit rühmen, schon des Zaren Zeitgenossen mitten in der Stadt mit viel Charme und einem allgemein gemütlichen Klima untergebracht zu haben. Trotzdem bestanden, durch neugeschichtliche Entwicklungen bedingt, vor allem organisatorisch Gleichheiten zwischen den Hotels. So befand sich in jedem Stockwerk eine „Deschornaja", eine Frau, die das stockwerkliche Treiben beobachtete, und jedem von uns wurde zwecks Identifikation ein Hotelausweis ausgestellt, ohne den man theoretisch weder in das Hotel noch in irgendeine andere für westlich, kapitalistisch, imperialistisch veranlagte Bürger verbotene Lokalität Einlaß gewinnen konnte. (Wie gesagt: nur theoretisch.) Auch bezüglich der Mahlzeiten ähnelten sich die beiden Gasthäuser. Die Tische wurden mit viel Besteck, Tellern und Flaschen voller abscheulicher Brause zugedeckt.

Die dann folgenden kulinarischen Genüsse bestachen durch meilenweite Kontraste zwischen recht schmackhaften und sehr undefinierbaren Speisen, die aber immer in reichlichen Mengen zur Verfügung standen. Insgesamt gesehen war ich für meine Person jedenfalls, bis auf die Lage des Moskauer Betonblocks, angenehm von den beiden Hotels überrascht und habe von dieser Seite her eine passable Zeit erlebt. Dies galt sicherlich nicht für zwei aus unserer Gruppe, deren Zimmer während unseres Aufenthalts ausgeraubt wurde, und für einige andere, die sich mehr über das Essen und den fehlenden Luxus in den Zimmernn aufregten. Fast jeden Tag war jeweils nach dem Frühstück und dem Mittagessen eine Besichtigung eingeplant. Es wirkte fast so, als wollte man uns mit Hilfe einer eingehenden Kulturisation davon abhalten, auf eigene Faust etwas vom großen Bruder unseres Nachbarstaates kennenzulernen. Allerdings schien die uns auferlegte Pflicht, bei „Gruppenveranstaltungen" teilzunehmen, ihren Ursprung eher in unserer fünfköpfigen Führungsgruppe gehabt zu haben, als daß sie von unseren russischen Führerinnen erdacht worden sei, da diese an unserer Anwesenheit nicht das geringste Interesse zu haben schienen. Im Gegensatz hierzu führten unsere Begleitlehrer und Begleitpersonen aus Deutschland schwarze Listen zwecks Bestandsaufnahme

der Anwesenheit. Trotzdem gab es in unserem extensiven Kulturprogramm einige Lichtblicke. Mich hat zum Beispiel sehr schockiert zu sehen, wie kleine 6/7jährige im Pionierpalast auf Hochleistungssportebene zu Olympiaturnern und Boxern getrimmt wurden. Auch ein Teil eines Wirtschaftsmuseums, in dem die Geschichte der sowjetischen Raumfahrt ausgestellt war, ließ mich recht beeindruckt zurück. Das Erstaunlichste aber war die Eremitage in Leningrad, die leider nicht auf unserem offiziellen Kulturprogramm stand. So viele meisterliche Kunstwerke in solch einem unbeschreiblichen Bauwerk kann man wahrscheinlich sonst nirgendwo zu Gesicht bekommen. Ich nehme an, daß die Stadtrundfahrt, die uns gleich am ersten Tag geboten wurde, recht interessant war, doch stellte dessen Zeitpunkt einen großen organisatorischen Fehler dar, da ein Großteil der Gruppe entweder im Bus schlief oder zumindest nach der langen Zugfahrt nicht das angemessene Interesse aufbringen konnte.

Natürlich beschränkten sich unsere Erfahrungen nicht nur auf die Cuisine und die Kultur. Den prägendsten Eindruck der UdSSR erhielten die meisten sicherlich durch ihre persönlichen Erfahrungen mit „echten" Russen und den uns umgebenden Verhältnissen. Die erste echte russische Gegebenheit, mit der wir Westeuropäer konfrontiert wurden, war der Schwarzmarkt. Es war kaum möglich, sich dem Zugriff eifriger Geschäftetreiber zu entziehen, die die Chance witterten, mit unseren Jeans, Anoraks, T-shirts, Cassetten, Turnschuhen, Quarzuhren, Schmucksachen und unseren westlichen Geldscheinen nach Weiterverkauf große Gewinne zu erzielen. Allerdings war es, sieht man von der rechtlichen Seite des Schwarzmarktgeschäfts ab, auch kaum wünschenswert, nicht in gewissem Maße zu handeln, da es so möglich wurde, 1. sich die Reisespesen billig zu „verdienen" und 2. interessante Leute kennenzulernen, welches natürlich Sinn einer jeden Auslandsreise sein sollte. In diesem Zuge hat es mich sehr überrascht, wieviel Kommunikation mit einigen Russen, trotz des begrenzten Schulrussisch, möglich war. Ein Wort noch zu der Gefährlichkeit solcher Unterfangen: Es ist illegal, Geschäfte zu treiben. Das Risiko allerdings kann jeder dadurch eingrenzen, daß er/sie ein bestimmtes Maß beim Handelsvolumen beachtet und auch darauf achtet, daß die Transaktionen nicht unbedingt auf offener Straße geschehen. Es ist niemand aus unserer Gruppe „geschnappt" worden, und da unser Handelsvolumen insgesamt recht groß war, würde ich persönlich, empirisch betrachtet, das Risiko gegenüber dem Nutzen des Schwarzmarkts als vertretbar ansehen.

Zu jeder Reise gehört aber auch die Umgebung, in der man sich befindet. Diese bestand in unserem Fall aus den Stadtbildern Moskaus und Leningrads, welche mir noch lange in Erinnerung bleiben werden. Es fiel von Anfang an das durchdringende sozialistische/sowjetische Grau/Rot auf, das die städtischen Farben vollends beherrscht. Allerdings unterscheiden sich Moskau/Leningrad unter der farblichen Fassade recht eindeutig. In Moskau hat die moderne Betonblockbauweise die Vorherrschaft erlangt (siehe zum Zwecke eines ähnlichen geometrischen Eindrucks: Christianeum, Otto-Ernst-Straße, Hamburg), und die Stadt wirkt wie eine einzige Großbaustelle, in der die übrigen älteren und schönen Gebäude untergehen. Leningrad dagegen hat bis heute ein wunderbares, wenn auch sicherlich etwas ungepflegtes Stadtbild erhalten, welches vor allem in der Umgebung der Newa (fließt durch Leningrad)

zutage tritt. Hier steht noch das alte Petersburg, und es ist völlig verschont von rechteckförmigen Hochhäusern. Ein Punkt, der für Leningrad spricht, war das bessere Warenangebot, das ich hier glaube gefunden zu haben. Wenn man nämlich die beiden größten Warenhäuser der beiden Metropolen vergleicht (in Moskau GUM, in Leningrad Gostinöi dwor), fällt auf, daß die Leningrader Regale wesentlich voller gefüllt waren, wenn auch die meisten dieser Waren nicht unbedingt unser Interesse erweckten. Abschließend möchte ich sagen, daß es mich sehr gefreut hat, in die Sowjetunion zu fahren, und daß ich mich, abgesehen von zum Teil erheblichen Reibereien mit den überpflichtbewußten Begleitpersonen, glücklich schätze, die Chance bekommen zu haben, diesen dem gewöhnlichen Westbürger doch verborgenen Erdteil kennenzulernen.

Ian David Zilberkweit

GRIECHENLAND – EINE REISE IN DIE VERGANGENHEIT

Die Griechenlandprojektreise im Herbst vergangenen Jahres stand von Anfang an unter einem guten Stern. Angesichts der vielen kulturellen Sehenswürdigkeiten, die auf unsere Sinne einströmen würden, und ihrer interessanten Vorgeschichten, Sagen und Mythen war eine ausgedehnte Vorarbeit zu dieser Reise unumgänglich, und so wurde bereits ein halbes Jahr vor Beginn der Fahrt von Herrn Hirt und Herrn Deicke ein verbindlicher Geschichtskurs mit dem Thema „Das antike und das moderne Griechenland" über uns, eine unternehmenslustige Gruppe von siebzehn Interessierten, verhängt.

Das allwöchentliche Vorbereitungstreffen, das freitags jeweils bei einem anderen Gruppenmitglied stattfand, schien auch alsbald Früchte zu tragen, wurden wir doch durch etliche Referate aus unseren eigenen Reihen über griechischen Tempelbau, antike Säulenordnung, Solons Demokratie, das antike Theater bis zur Integration Griechenlands in die EG umfassend aufgeklärt, soweit nicht schon vorhandenes Wissen aus dem Griechischunterricht vertieft wurde.

Unvermeidlich schien auch das Erlernen einfacher neugriechischer Redewendungen, um später im antiken Hellas, spätestens bei akutem Hungergefühl in Verbindung mit dem Kauf einer Papadopoulos-Keksrolle im Dialog mit dem einheimischen Verkäufer eine reibungslos ablaufende Konversation zu ermöglichen. Die Praxis bewegte sich dann allerdings doch stark an der Theorie vorbei, so daß die Ausbildung der Zeichen- und Körpersprache vor Ort zunehmend an Bedeutung gewann.

Ein Vortrag über griechische Kunst an der Universität Hamburg, ein Besuch der Handelskammer anläßlich eines Vortrages über Griechenlands wirtschaftliche Stellung heute und die Teilnahme am griechischen Osterfest in der griechisch-orthodoxen Kirche schlossen sich an, so daß es der Gruppe an ausreichender Vorbildung nicht mangelte.

So trafen sich dann am Abreisetag siebzehn „Experten" mit erfolgreich bestandener Abschlußprüfung frühmorgens am Altonaer Bahnhof, sommerlich gekleidet von den Bermudas bis zur Kreissäge, vom Rucksack bis zur Isomatte. Die Reise in die Vergangenheit konnte beginnen.

Der IC brachte uns zunächst nach München, wo wir sechseinhalb Stunden Aufenthalt mit dem Besuch der Glyptothek und des Oktoberfestes nutzten, bevor wir abends den Hellas-Istanbul-Express bestiegen in der Hoffnung, unser erstes Ziel, Thessaloniki, möglichst früh und unversehrt zu erreichen. Unsere klassische Rundreise durch die historisch bedeutsamsten Orte Griechenlands sollte von Thessaloniki über Athen und Delphi auf die Peloponnes übergehen, wo wir den antiken Stätten Olympias, Mistras', Spartas, Tiryns', Mykenes, Epidaurus' und Korinths einen Besuch abstatten wollten. Die abschließende Überfahrt nach Kreta war anfangs nicht eingeplant, erwies sich jedoch angesichts einiger freier Tage, schönen Wetters und des Reizes der minoischen Kultur als zwingend notwendig und war der würdevolle Abschluß unserer Reise.

Nach 36(!)stündiger aufreibender Bahnfahrt durch Österreich und Jugoslawien kamen wir frühmorgens in Thessaloniki an. Bedingt durch schlaflose Nächte, an Nachtruhe war aufgrund stetiger Zoll- und Paßkontrollen nicht zu denken, und angesichts zerschundener Torsi derer, die die Nacht auf der Gepäckablage verbringen mußten, sank der Enthusiasmus der Gruppe auf Null.

Dennoch begannen nach der Einquartierung im Jugendhotel der Marsch durch die Stadt zu den antiken Plätzen und der Besuch unseres ersten Museums (von weiteren wird laufend in chronologischer Reihenfolge zu berichten sein). Nach von allen Teilnehmern gut überstandener Nacht machten wir uns am nächsten Tag nach Pella auf, wo wir die Überreste der Residenz Philips II. von Makedonien und seines Sohnes Alexanders des Großen unseren Sinnen zu Gemüte führten. Es schloß sich der Besuch einer Ausgrabungsstätte griechischer Archäologen in der Nähe an, bevor wir in unsere Unterkunft zurückfanden, um uns auf die Fahrt nach Athen am Abend vorzubereiten.

Auf irgendeine Weise mußten wir uns den Zorn der Götter zugezogen haben; denn der weitere Verlauf des Abends verlief nicht, wie es geplant war. Die Lokführer streikten, die Züge fuhren nicht, und eine Gruppe von siebzehn Personen nahm einen Hauch von Stadtstreicherdasein an, als sie sich in einer verschwiegenen Ecke des Thessaloniker Bahnhofs zur Ruhe legte. Herrn Hirt und Herrn Deicke packte die Nervosität der Verantwortlichen. Nachdem „überaus günstige" Angebote von griechischen Taxifahrern über uns hereinbrachen, die Überlandfahrt nach Athen zu übernehmen, und sich die Reiseleitung angesichts der rhetorischen Überlegenheit dieses griechischen Berufsstandes aufs Phlegmatische zurückzog, gelang es unserem Kontingent von siebzehn hellwachen Leuten, durch Okkupation eines Busses den Transfer nach Athen zu sichern.

Nach stundenlanger schaukelnder Busfahrt durch das nächtliche Thessalien und empfindlicher Kälte, als wir im Morgengrauen die Thermopylen passierten *(nomen* non *est omen)*, erreichten wir das vor uns liegende sonnige Athen, wo wir unsere Unterkunft im Hotel Sofos bezogen.

Im Anschluß an den Besuch des überaus faszinierenden Nationalmuseums, das uns, als eines der bedeutendsten der Welt, einen umfassenden Überblick über die gesamte griechische Kunst und Kultur des Altertums bot, verwehrte man uns allerdings den Eintritt zur Mitropolis, der Hauptkirche Athens, da

Dieses Modell eines Tempels wurde dem Christianeum von Frau Hobe (ehemals Othmarschen) geschenkt.

Foto: Nils Herberg

die dortigen Herren unsere beschnittenen Beinkleider als nicht salonfähig empfanden.

Dennoch begannen wir guten Mutes den Aufstieg zur Akropolis. Unsere Experten für Tempelbau und den Parthenon unterrichteten den Rest der Gruppe über sehenswerte Details, und der im Anschluß an die Fotografierwut des Postkartenmotivs – Parthenon in Frontansicht – unternommene Besuch des Akropolismuseums komplettierte dann den Wissensstand über diesen ergreifenden Ort und Sitz der Götter.

Der Stadtrundgang führte uns in den nächsten Tagen zum Tempel des olympischen Zeus und zu den beiden antiken Theatern am Fuße des Burgbergs, wo uns Nils, die Koryphäe auf dem Gebiet des klassischen Theaters, einen fachkundigen Vortrag über das Dionysos-Theater hielt, wohl wissend, daß derartige Deklamationen offiziell nicht erlaubt sind. So beschränkte man sich auf ein Gespräch entsprechend niedriger Phonzahlen.

Der folgende Tag brachte noch einmal drei Museumsbesuche mit sich und den Gang über die Agora, den antiken Marktplatz mit dem Hephaistos-Tempel.

Am nächsten Tag sollte es nach Delphi weitergehen. Nach längerer Serpentinenfahrt durch das Gebirge erreichten wir unser Ziel am Südwesthang des Parnaß. Hier besichtigten wir die berühmte Tholos, einen prachtvollen, leider nur fragmentarisch erhaltenen marmornen Rundbau, die Marmaria-Terrasse, natürlich den heiligen Bezirk um den Apollon-Tempel, die Orakelstätte sowie das etwas höher gelegene Stadion.

Im Zuge des obligatorischen Museumsbesuches sahen wir den „Nabel der Welt" und konnten an Statuen und Skulpturfragmenten gut die Entwicklung der griechischen Kunst von der archaischen bis zur byzantinischen Epoche verfolgen.

Am nächsten Morgen verließen wir diesen Hort griechischen Geisteslebens, um auf die Peloponnes überzusetzen. Nach kurzer Überfahrt über den Golf von Patras und längerer Bus-Küstenfahrt an der Westküste der Peloponnes erreichten wir Olympia, wo wir wiederum in einem Jugendhotel Asyl fanden.

Den nächsten Tag verbrachten wir damit, die antiken Ausgrabungsstätten zu besichtigen sowie die Sequenz der Museumsbesuche fortzusetzen. Dieser Museumsbesuch wurde wohl von den meisten als der intensivste empfunden, sei es, weil die überlebensgroßen Statuen der Zeustempelgiebel aus dem Jahre 460 v. Chr eine wirkliche Faszination auf den Betrachter ausübten oder weil ein plötzlich eintretender, aber nicht ebenso plötzlich wieder endenwollender Regenguß zum längeren Verweilen einlud. Als bekannt wurde, daß die Kellerräume des Museums bereits einen ansehnlichen Wasserstand erreicht hatten, beschlossen wir, diesen Hort der Nässe zu verlassen. Einige der Gruppe machten sich zu Fuß durch den Regen auf den Weg, ein anderer Teil wollte auch in dieser Situation gewohnten Transportkomfort nicht missen und stoppte in der Konsequenz ein Wohnmobil. Man versuchte dem Fahrer unter Zuhilfenahme aller zur Verfügung stehenden Mittel sein Anliegen verständlich zu machen. Die Antwort kam auf schweizerisch – der weitere Verlauf braucht nicht kommentiert zu werden.

Bei unserer Weiterfahrt nach Mistras sahen wir uns dann in Kalamata in unserem Vorwärtsdrang aufs empfindlichste gestoppt, da der Anschlußbus seinen Dienst versagte und erst am nächsten Morgen bereit war, seine Arbeit wiederaufzunehmen.

In Kalamata fanden wir eine Unterkunft in einem Hotel, das, sowohl was die Brüchigkeit der Außenmauern als auch den Innenraumkomfort angeht, ohne Beispiel war. Im Nachbarzimmer der Mädchen stürzte ein Teil der Zimmerdecke ein, man fürchtete, zu fest aufzutreten, so barsch klang die Antwort des Linoleumbodens, und in der Nacht lebten einige in fröhlicher Symbiose mit Bodenungeziefer, da in einem Drei-Mann-Zimmer nur zwei Betten zur Verfügung standen und so einer nach hartem, aber fairem Losverfahren auf dem Boden schlafen mußte.

Glücklich, auch hier die Nacht überstanden zu haben, machten wir uns am nächsten Morgen endlich auf den Weg über Sparta nach Mistras, zu der byzantinischen Ruinenstadt aus dem 13. Jahrhundert, aus der uns jedoch der unvermittelt einsetzende Regen bald wieder vertrieb.

Das antike Sparta hielt sich in seinem Angebot an historischen Sehenswürdigkeiten bescheiden zurück, so daß wir nach Nauplia weiterfuhren, um von dort als Ausgangspunkt Fahrten nach Tiryns, Mykene und Epidaurus zu unternehmen. In Tiryns besichtigten wir die sagenhafte Zyklopenburg, in Mykene ließen wir uns von der Familiengeschichte der Atriden fesseln, und in Epidaurus überzeugten wir uns von der perfekten Akustik des Theaters aus dem vierten Jahrhundert, wobei der geneigte Leser auch hier nicht vergessen darf, daß sich ein Museumsbesuch anschloß. Unsere vorläufig letzte Station

sollte dann Korinth sein, doch ergab es sich, wie gesagt, daß noch einige Tage frei waren, die es möglichst sinnvoll zu nutzen galt.

Der Gedanke einer Fahrt nach Kreta wurde leider anfangs nicht von allen Gruppenmitgliedern positiv begrüßt, so daß schon in Nauplia eine Krisensitzung nötig wurde. Bei der ausgedehnten Pro-Kontra-Diskussion spaltete sich die Gruppe in zwei Lager, deren eines von der weiteren archäologischen Ausbeutung vorhandenen Kulturgutes nicht abzubringen war, während das andere, allmählich in Lethargie verfallend, nichts anderes im Sinn hatte, als der Sonne, dem Strand und dem Meer zu frönen. Nach einer eifrigen, nicht immer ganz sanft verlaufenen Diskussionsrunde konnten wir uns dann glücklicherweise auf die Fahrt nach Kreta einigen mit der Klausel, daß die altertumsgeschichtlich nicht mehr Interessierten nur halbtags dem Zwang ausgesetzt waren, bei der Besichtigung historischer Stätten präsent zu sein. Für den archäologisch unersättlichen Teil wurde eine Fahrt nach Knossos angeboten.

In dieser Einigkeit machten wir uns von Nauplia aus zunächst auf den Weg nach Korinth, wo wir den Apollon-Tempel, die Agora aus römischer Zeit und natürlich das Museum in Augenschein nahmen, wobei eine kleinere Gruppe noch Akrokorinth erstieg.

Von Korinth ging es dann direkt zum Piräus, dem Hafen von Athen, wo wir abends um sieben an Bord der Fähre gingen, um morgens um sieben in Iraklion auf Kreta zu erwachen. Dort machten wir uns auf den Weg in unser Hotel, das uns über Beziehungen von Herrn Hirt besorgt worden war. Am Tage besuchten wir zuerst das Museum von Iraklion, das fast alle auf Kreta gemachten Funde enthält und somit die bedeutendste Sammlung minoischer Kunst darstellt. Nach stundenlangem Aufenthalt in diesem wirklich einzigartigen Museum, das ja von einer viel früheren Kulturepoche Bericht erstattet als der, der wir bis dahin gegenüberstanden, brach der historisch wißbegierige Teil der Gruppe nach Knossos auf. Unter dem Einfluß sonnig-warmen, afrikanischen Klimas besichtigten wir den Königspalast von Knossos aus dem 2. Jahrtausend v. Chr., dessen Funde wir zuvor im Museum bewundert hatten und die im teilweise wiederaufgebauten Palast durch Kopien ersetzt worden waren.

Am Abend des zweiten Tages auf Kreta fuhren wir mit der Fähre wieder nach Athen zurück, wo wir uns dann als Ausklang der Reise noch einen Tag aufhielten.

Abschließend möchte ich mich noch im Namen aller bei Herrn Hirt und Herrn Deicke für die mühevolle Reisevorbereitung und die hervorragende Gruppenleitung bedanken sowie für das engagierte Bemühen, die Reise für uns alle zu einem Erlebnis zu machen.

Volker Stegmann

BERICHT ÜBER DIE PROJEKTREISE RAVENNA – PADUA – VENEDIG IM HERBST 1985

Eine Projektreise Ravenna – Padua – Venedig. Eine merkwürdige Zusammenstellung. Nur aus der Not und den Zufälligkeiten der Geographie geboren?

Venedig, ja, die Anziehungskraft der Serenissima ist sprichwörtlich; Padua, nun gut, als Stadt des heiligen Antonius und einer berühmten Universität, genehmigt; aber Ravenna, seit der Langobardenzeit sanft entschlafen?

Natürlich hatten Örtlichkeit, der finanzielle Rahmen und auch die durch mich gesetzten Restriktionen ihr Wort mitzusprechen. Aber mit dem Ziel der Reise – durch Anschauung der Städte, ihrer Architektur und ihrer Kunstschätze einen wenn auch nur anfänglichen und oberflächlichen Eindruck von Oberitalien als historischem und Kunst–Raum zu geben – wird gerade die Bedeutung Ravennas deutlich. Diese Stadt zeigt in ihrer etwas abseits gelegenen Freundlichkeit viel auf von den sakralen Wurzeln der italienischen (und damit europäischen) Kunstgeschichte (und die Geschichte der überkommenen Kunst ist für mehr als ein Jahrtausend die Geschichte der sakralen Kunst). In Ravenna ist erstaunlich viel aus dem 5. und 6. Jahrhundert erhalten geblieben, aus der Zeit, als diese Stadt an der Schnittstelle zwischen altem Rom und beginnender Neuordnung lag.

Also eine Kunstreise. Mit San Vitale und San Appollinare in Classe, mit Giottos Fresken in der Capella dei Scrovegni und Donatellos Altarfiguren in der Antoniusbasilika, mit dem Markusplatz, San Giorgio Maggiore und dem Guggenheim-Museum, mit Franziskanerkirchen, mittelalterlicher Stadtentwicklung und Abendmahlsdarstellungen.

Vielleicht auch eine Reise in die Geschichte. Westrom, Goten, das Vorrükken des Kirchenstaates, die Podestá, Venedigs Aufstieg und Reichtum, Padua zwischen Unabhängigkeit, Venedig und Österreich – und auch kleine Einblicke in die heutige Situation in der Poebene und an der Adria. Allerdings, und das sollte durchaus kritisch angemerkt werden, der kräftige und ständige Gegenwartsbezug war weder Hauptintention der Reise, noch trat er in ihrer Durchführung deutlich hervor, sicher auch bedingt durch die allgemein mangelhafte Sprachkompetenz aller Beteiligten.

Also eine Reise in die Kunstgeschichte.

Die Reisegruppe, neben den beiden Fahrtleitern neunzehn Köpfe stark, war doch recht bunt gemischt, interessiert, ohne jedoch im Einzelfall der Vorbereitung die letzte Intensität zu widmen. (Inwieweit hierbei das doch kuriose Moment eine Rolle spielte, daß ausgerechnet ein Physiker eine Kunstreise leitete, und das mit dem bei Laien häufig unschön auffallenden Ernst an der Sache, sei dahingestellt.) Die Folge daraus war ein weitgehend offener Zeitplan mit der Möglichkeit, mehr oder weniger Zeit in der Nähe der erklärenden Instanzen zu verbringen, mit einer gut funktionierenden Absprache in der gesamten Gruppe oder in Teilgruppen, mit erstaunlich wenig Wartezeit auf säumige Mitglieder bei vereinbarten Terminen (und allgemein großer Zuverlässigkeit aller Beteiligten). Ich hoffe, daß der Bildungshunger nach Kunst und allgemeiner Geschichte bei allen im jeweils auftretenden Umfang gestillt worden ist; auch der Akquisition neuer Schuhe und sonstiger Produkte der aktiven italienischen Bekleidungsindustrie, ein Punkt, dem bei manchen und zuzeiten höchste Priorität einzuräumen war, schien genug Zeit gewidmet worden zu sein. Aber, und da waren doch alle Heiligen und Künstler davor, zwei- bis dreimal Besichtigung am Tag in der ganzen Gruppe, das mußte schon sein (und es schien, als wäre wirklich viel Interesse geweckt worden).

Also eine Kunstreise durch Oberitalien.

Schon die Fahrt durch die Weite der Poebene – mit Zwischenhalt in Ferrara mit seiner trutzigen Architektur aus der Zeit der Este –, in mildwarmer, immer etwas staubiger Luft, inmitten abgeernteter Maisfelder, war ein Erleben zum Schauen.

Ravenna erlebten wir als friedliche, angenehm überschaubare Stadt mit „typisch italienischem" Treiben. Die beherbergende JH war akzeptabel und billig, zur Verpflegung gab es Markt und genügend Restaurants – und die Begegnung mit den Bauten, die in ihren rotbraunen Ziegeln schon anderthalb Jahrtausende überdauert haben, war weit eindrucksvoller, als es viele vorher angenommen hatten. Zentralbau und Langbau, Mosaiken an Wänden und in Apsiden, leuchtend golden, auf Böden in einer Vielzahl geometrischer Muster, bekamen Leben und Bedeutung, zusammen mit all den Auseinandersetzungen, denen sie ihre Entstehung verdanken: zwischen Arianern, Athanasianern und Heiden, zwischen Christus als königlichem Führer und als göttlichem Hirten, zwischen Germanen, dem fernen, aber strahlenden Konstantinopel und dem nahen, aber zerfallenden Rom . . . Abends dann Piazza (und Pizza), Treiben auf Plätzen und Straßen und ein Abstecher zum Mausoleum, in der Dunkelheit gelegen und erleuchtet wie ein gelandetes UFO (der steinerne Deckel knirscht, dreht sich, öffnet sich – und heraus kommt . . .).

In Padua waren wir dann in einer vergleichsweise feudalen Herberge untergebracht, komfortabel und angenehm, direkt neben der Basilika des heiligen Antonius gelegen. Wenn doch bloß die fremdländischen Pilgerzüge nicht schon um fünf Uhr morgens, Marienlieder schmetternd, losziehen müßten. – Verglichen mit Ravenna wirkte Padua großstädtisch, geschwind und weltoffen, nicht nur durch die Pilger und die immer noch berühmte Universität, sondern durch die verkehrsmäßig günstige Lage und den über lange Jahrhunderte gesammelten Reichtum. Auch hier war das Nebeneinander von Kunstschätzen und alter Bausubstanz und frischen Abgasen immer wieder frappierend. Die Eintrittspreise waren schon höher, die Öffnungszeiten stimmten natürlich nicht mit Angaben aus dem Frühjahr überein, die Basilika erwies sich als immer wieder anziehender Punkt der Ruhe und der Sammlung, die Namen Giottos und Andrea Mantegnas begannen sich mit der Erinnerung an Geschautes zu füllen. Ein Ausflug in die Colli Euganei, in die herbstlichen Wälder und Steinbrüche, als kleine Referenz an das gleichzeitige alpine Großprojekt. Vielleicht der bestimmende atmosphärische Eindruck: auf der Piazza del Duomo zu sitzen, Cappuccino zu trinken und die Erzeugnisse der örtlichen Konditorenkunst zu genießen.

Dann Venedig, immer noch bei strahlend schönem Wetter, obwohl es allmählich kühler wurde. Aber was heißt kühler – lediglich der leichte Pullover sollte prophylaktisch mitgenommen werden . . . Die Jugendherberge Venedigs, zwar malerisch auf der Giudecca gelegen, zwischen zwei Kirchen Palladios, mit stetem Blick auf den Markusplatz, erwies sich dennoch als teure Zumutung, die wir nach zwei Nächten unter Protest verließen. Gott sei Dank tat sich eine annehmbare und erschwingliche Pension in Bahnhofsnähe auf.

Über die Schönheiten Venedigs berichten zu wollen hieße, Löwen zum Canal Grande bringen zu wollen. Ebenso ist leider die durchaus reale Gefährdung persönlichen Eigentums notorisch. (Schätzungen zufolge können neue Schuhe im Schnitt dreimal nochmals verkauft werden, nachdem sie zurückge-

klaut wurden.) Dennoch ist Venedig, gerade im Herbst, wunderschön, die Farben erinnerten ständig an Viscontis 'Tod in Venedig' (und Magrittes 'Reich des Lichtes' hat am Canal Grande einen merkwürdig adäquaten Platz gefunden). Es gibt so viel zu sehen, daß man sich wundert, wie hier in diesem Museum noch so viele Menschen (und nicht nur von den Touristen) leben. Gerade hier aber merkt man, daß eine so kurze Fahrt doch Stückwerk bleiben muß.

Auf der Rückfahrt dann noch ein Vormittag in Verona (natürlich mit Besuch der Arena). Auch hier: viel zuwenig Zeit.

Dannn trafen sich alle wieder, und die Herbstferien stimmten ihren Lockruf an.

Ein Resümee.

War die Fahrt ein Erfolg? Aus der Sicht der Fahrtleitung ganz bestimmt, und auch die Kommentare der Teilnehmer klangen durchweg positiv bis begeistert. Sollte man eine Fahrt unter diesem Aspekt und mit den gleichen Zielen wiederholen? Wenn man Projektreisen generell und Projektfahrten unter dem Thema Kunstgeschichte grundsätzlich bejaht, dann unbedingt. Was wäre zu ändern? Vielleicht sollte man Verona noch verstärkt in die Route aufnehmen. Es wäre auch sehr wünschenswert, für die Vorbereitung längere Zeit und einen institutionalisierten Rahmen zur Verfügung zu haben; denn die Möglichkeit der Wahrnehmung hängt doch stark von der vorigen Erarbeitung der Grundlagen ab. Mit diesen Voraussetzungen dann: jederzeit und sofort wieder losfahren.

Klaus Henning

HAMBURG – FLORENZ – VOLTERRA – ROM – HAMBURG

„Wir hatten eine schöne Reise."

Jeder von uns hat das wohl gesagt (auch Maren, die nach der Hälfte der Zeit eine Mandelentzündung bekam).

Schön war, daß wir eine Reise mit unerschöpflichem Kulturangebot hatten; schön war, daß wir Italien auf ganz verschiedene Arten kennengelernt haben; schön war, daß wir uns eigentlich alle gut verstanden haben, auch mit unseren „Lehrkörpern" kamen wir in jeder Beziehung gut aus.

Schon der relativ kurze Florenzaufenthalt war voll von neuen Eindrücken. Die Renaissance rückte uns näher oder wir ihr, je nachdem. Wir besichtigten Kirchen, Plätze, Klöster und auch die vielen Kunstschätze drumherum. Wir waren erstaunt über diese Stadt, in der sich alt und neu nahtlos ergänzten. Wir alle waren angetan von so vieler Vitalität, die sich auf die verschiedensten Weisen ausdrückte. Wir erinnern uns zum Beispiel an ein Klavierkonzert, das im Rathaus an der Piazza della Signoria stattfand, während draußen auf dem Platz eine Bongo-Gruppe Menschenmassen um sich versammelte, was der Klassik einen neuen, ausgefallenen Rhythmus gab. Es war neues, junges Leben auf alten, abgetretenen Plätzen.

Unsere nächste Station sollte ein Landhaus mitten in der Toskana nahe bei Volterra sein. Wer sich bis jetzt noch nicht vorstellen konnte, wie man in Ita-

lien vor 500 Jahren lebte, bekam nun einen Geschmack davon. Die Toskana hatte gerade einen schlimmen, trockenen Sommer hinter sich. Uns bot sich ein Bild braun-rötlicher, karger Hügellandschaft. Das Haus, in dem wir schliefen (die meisten auf dem Boden), war ein altes – nun umgebautes – Bauernhaus.

Unsere Ernährung bestand in diesen Tagen hauptsächlich aus frischen Feigen (im Garten gepflückt) und hauseigenem Rotwein. Wasser durfte man nur im Notfall benutzen, da akuter Wassermangel in der ganzen Gegend bestand. Am Abend vor unserer Abreise passierte ein unbedeutend bedeutender Zwischenfall: In einem Badezimmer krochen drei harmlose Hornissen rum. Da die Bewohnerinnen des angrenzenden Zimmers beschlossen, die Hornissen in so dichter Nachbarschaft nicht dulden zu können, bat man einen unerschrokkenen Geist aus dem 2. Semester, die Tiere zu entfernen. Dieser versuchte nun also, die Hornissen zu beseitigen, beseitigte dabei aber auch die Wandhalterung einer Wasserleitung; prompt spritzte wertvolles Wasser in Unmengen ins Zimmer. Begründete Panik brach unter uns 25 Nichthandwerkern aus, da man glaubte, nun dem absoluten Ende nahe zu sein (worin auch immer dieses „Ende" hätte bestehen können). Humanistische Schüler brauchen aber nur Bedenkzeit für solche Probleme. Nach angemessener Zeit stopfte man das Loch mit einem Kochlöffel aus Holz.

Man beschloß, das provisorisch verschlossene Loch sofort fachmännisch reparieren zu lassen. So kam es, daß ein wirklich netter Nachbar mit 3–4 Handgriffen und einigem Schmunzeln die Sache erledigt hat. Wir jedenfalls waren uns an diesem Abend darüber einig, unser gruppendynamisches Ereignis gehabt zu haben, und schliefen nach so mancher „Was-wäre-gewesen-wenn"-Diskussion ein.

Rom lag vor uns, dazwischen aber eine fünfstündige Reise durch italienische Mittagshitze. Aber so schlimm war es nun auch nicht. Wir kamen jedenfalls bald an unserem Hauptreiseziel an.

Die Pension war einfach; einfach herrlich römisch, wie wir später fanden. Wie soll man bloß unsere nächsten Sight-seeing-Touren durch Rom beschreiben?

Es waren viele, viele schöne Kirchen. Es war das Forum Romanum. Es war der Neropalast. Es war der Petersdom. Es war auch abendliches Sitzen auf der Spanischen Treppe. Es war noch viel mehr. Rom ist eine Stadt mit einer unbeschreiblichen Gegenwart des Altertums. Rom ist eine Überladung an Kunstschätzen. Allein das Vatikanische Museum ließ uns wegen seines Reichtums und seiner Fülle erblassen. Später glaubten wir so manche 2000 Jahre alte Säule im Straßengraben zerbröckeln zu sehen.

Die Römer werden ihre Vorfahren wohl lieben und schätzen, aber sie erstarren nicht in Ehrfurcht; sie leben mit ihrem „Schicksal". Wir konnten das alles nicht so einfach hinnehmen wie etwas Selbstverständliches. Voll neuer Eindrücke standen wir am Tag unserer Abreise auf dem römischen Hauptbahnhof.

Uns ist klargeworden, daß die Geschichten aus unseren ersten Lateinbüchern zumindest einen gewissen Wahrheitsgehalt haben müssen. Mit elf Jahren kam uns das Rom des Altertums unwirklich und unglaubhaft vor. Doch Rom gab es und gibt es noch, wir haben es gesehen und gespürt.

Wir haben nichts gelernt, nichts entdeckt, nichts erforscht. Im Grunde hat sich diese Reise nicht „gelohnt": Aber sie in ihrer ganzen Eindringlichkeit und Schönheit hier zu schildern wäre nicht möglich.

Jakob Augstein, Kaja Rose

ZUR NEUEN ORGEL

Am 17. April ist mit einem Einweihungskonzert die „neue" Orgel in der Aula des Christianeums vorgestellt worden. Neu ist diese Orgel freilich nur für uns, da sie bereits am 11. Oktober 1962 im Kirchenpauer-Gymnasium mit der Toccata d-Moll von J. S. Bach zum erstenmal öffentlich zu hören war.

Als im vergangenen Jahr endgültig feststand, daß das am Hammer Park gelegene Gymnasium nicht länger als einzelne Schule bestehen soll, ging es darum, „vorhandene Werte" zu verteilen, wobei die zweimanualige Walcker-Orgel ein mehrfach begehrtes Objekt darstellte. Der Vorgang des Auflösens der Schule ist für das Kirchenpauer-Gymnasium wohl das schlimmste Kapitel in der Schulgeschichte gewesen. Die Orgel wurde in einer Zeit gebaut, in der insbesondere die Schulmusik an dieser Schule blühte, die Programme der jährlichen Konzerte in der Hamburger Musikhalle mögen dies belegen. In einem langen, letztlich fairen Verfahren wurde die Orgel schließlich dem Christianeum zugesprochen, wobei nicht der Musikbetrieb allein, sondern auch bautechnische Gründe mit den Ausschlag gegeben haben mögen. Hinzu kommt, daß das Christianeum im Laufe seiner fast 250jährigen Geschichte beinahe immer im Besitz einer Orgel war.

Als das alte Christianeum an der Behringstraße der Autobahn weichen mußte, hatte sich der Aufwand für Renovierung und Umbau der alten Orgel nicht mehr gelohnt. Erhebliche Kosten hätten in keiner vertretbaren Relation zur Qualität der damaligen Christianeums-Orgel gestanden. So wurden unserer Schule beim Umzug lediglich 25 000 DM zur Verfügung gestellt, wofür man bestenfalls ein kleines Positiv (ohne Pedal) hätte bauen lassen können. Daher entschlossen wir uns damals schweren Herzens zur Anschaffung einer elektronischen Orgel, die uns auch immer wieder die klanglichen und technischen Grenzen eines solchen Instrumentes aufgezeigt hat. Dieses Instrument ist jetzt, nachdem es als mobile Orgel noch bei der Aufführung der 8. Sinfonie von Gustav Mahler mitgespielt hat, in den Besitz des Albert-Schweitzer-Gymnasiums übergegangen, das sich auch Hoffnungen auf die zweimanualige Pfeifenorgel gemacht hatte.

Im Spätherbst des vergangenen Jahres begannen die erforderlichen Vorarbeiten für die Aufstellung der Orgel rechts neben der Aulabühne. Unser Dank gilt der Schulbehörde, dem Bezirksamt Altona und der Orgelbaufirma Hoffmann, die in unbürokratischer Zusammenarbeit dafür sorgten, daß das für uns neue Instrument nach den Osterferien in technisch einwandfreiem Zustand gespielt werden konnte. Die nachfolgende Disposition mag zeigen, daß die Orgel klanglich in vernünftiger Relation zur Größe der Aula steht, wobei

gesagt werden muß, daß das Hauptwerk auf einem weich intonierten Prinzipalregister basiert. Die 14 Register sind wie folgt auf drei Werke verteilt:

Hauptwerk:	Prinzipal 8'
	Gemshorn 8'
	Prinzipal 4'
	Waldflöte 2'
	Mixtur, 4 – 6fach
Brustwerk:	Holzgedackt 8'
	Nachthorn 4'
	Prinzipal 2'
	Sifflöte 1'
	Sesquialtera
	Krummhorn 8'
Pedalwerk:	Subbaß 16
	Oktave 8'
	Gedacktpommer 4'

Die Orgel hat eine mechanische Spiel- und eine elektrische Registertraktur. Folgende Spielhilfen stehen zur Verfügung: Schweller und Tremolant im Brustwerk, zwei freie Kombinationen (Klangfarben können vorprogrammiert werden), Tutti, Pedalkoppeln I und II sowie eine Manualkoppel (alle drei Werke sind jeweils zusammen spielbar).

Welche Rolle kann heute eine Orgel im Schulalltag spielen? Hier sei es mir gestattet, einige Möglichkeiten aufzuzeigen, wie dieses Instrument eingesetzt werden kann, das man schlechthin als Kircheninstrument abstempelt. In der Tat wurden Schulorgeln früher fast ausschließlich eingesetzt, wenn die Aula zur Kirche umfunktioniert werden sollte (Morgenandachten, Reformationstag . . .), wobei es in erster Linie darum ging, die Choräle zu begleiten, die die Schulgemeinde sang. Solche Gelegenheiten gab es und wird es auch in Zukunft am Christianeum geben (Advents-Singen der 5. – 8. Klassen, Gottesdienst im Rahmen der Projektwoche „Frieden"), aber die so selten genutzte Orgel hätte ihre Aufstellung nicht gerechtfertigt. Vielmehr kann die Orgel auch anders eingesetzt werden:

1. im Unterricht
2. in Verbindung mit Ochester, Chor, Kammermusik
3. als Soloinstrument
4. als Instrument zum Üben

1. Die Orgel kann gelegentlich das Allerweltsinstrument Klavier vor allem dann ersetzen, wenn die spezifische Möglichkeit des Orgeltons, beliebig lang ausgehalten zu werden, erwünscht ist. So ist die frühe, vokal empfundene Mehrstimmigkeit auf dem Klavier kaum, auf der Orgel sehr gut darstellbar. Auch polyphone Formen – allen voran die Fuge – können in Verbindung mit der Werksanalyse besser auf der Orgel vorgetragen werden. Als weitere der Orgel angemessene Formen sind hier die Chaconne, die Passacaglia, die cantus-firmus-Variation und die Toccata zu nennen. Auch zur Einführung in die Generalbaßlehre und für die Gehörbildung im Musik-Leistungskurs kann die Orgel das prädestinierte Instrument sein. Nicht zuletzt sollte die Orgel im Rahmen der Instrumentenkunde „lebendig" gezeigt werden. Sowohl der Einblick in das technische Funktionieren als

auch die verschiedenen Klangfarben sind für Schüler von größtem Reiz. Gerade in einer Zeit, in der die Hörgewohnheiten durch manipulierten Klang (Mikrofone, Mischpult, Verstärker, Hallgerät, Lautsprecher . . .) bestimmt werden, sollte der Schüler an die unterschiedlichsten „natürlich" erzeugten Klänge herangeführt werden.

Schließlich können auch Themen des Physikunterrichts (Klangfarbe, Obertonreihe, Resonanz . . .) an der Orgel sinnvoll ergänzt werden.

2. Wer die Aufführungen von Orchester und Chor unserer Schule in den zurückliegenden Jahren verfolgt hat, wird unschwer erkennen, wie sehr uns hier eine Orgel gefehlt hat. Für die Vorbereitung der Adventskonzerte etwa ist die neue Orgel für uns ein großer Gewinn. Es ist vorteilhaft, daß das Instrument nicht auf der Empore verschwindet, sondern so neben der Bühne steht, daß ein gemeinsames Musizieren mit Chor und/oder Orchester problemlos möglich ist. Im Bereich der Kammermusik, bei dem, wie uns die Programme der jährlichen Hausmusik-Abende zeigen, die Barockmusik einen breiten Raum einnimmt, bietet sich die Orgel als geeignetes Continuo-Instrument an. Hierbei kann die Orgel auch von unseren vielen Klavierspielern ohne große Mühe manualiter traktiert werden.
3. Wer nach dem Sinn oder Unsinn einer Orgel-Aufstellung in einer Schule fragt, darf nicht unberücksichtigt lassen, daß die gesamte „Claviermusik" der Barockzeit nicht für das Klavier geschrieben worden ist, da es ein solches Instrument noch gar nicht gab. Mit „Clavier" war allgemein ein Tasteninstrument gemeint, das in der Regel ein Cembalo, ein Clavichord oder eben eine Orgel war. Aber auch in der Romantik (Mendelssohn, Liszt, Brahms, Bruckner, vor allem Reger . . .) und in unserem Jahrhundert (Franck, Messiaen, Hindemith . . .) sind große Orgelwerke geschrieben worden, die es genauso wie die Orgelwerke von Bach verdienen, auch in einer Schulaula vorgestellt zu werden.
4. Die vorangestellten drei Punkte mögen deutlich gemacht haben, daß die Orgel in der Schule „gebraucht" werden kann - vorausgesetzt, es gibt Spieler, die mit diesem Instrument umgehen können. Die Vorstände der meisten Kirchengemeinden gestatten nur denen, auf der Orgel zu üben, die nachweisen können, daß sie das Orgelspiel bereits erlernt haben. Diese Engstirnigkeit hat erheblich dazu beigetragen, daß der Organistennachwuchs so dünn gesät ist. Die Schule aber kann keine überzeugenden Argumente haben, eine vorhandene Orgel dem Schüler vorzuenthalten. In den letzten Wochen haben bereits drei Schüler des Christianeums mit Orgelunterricht begonnen, und ich bin davon überzeugt, daß diese Zahl größer wird.

Das Programm für das Einweihungskonzert am 17. April war so zusammengestellt, daß sowohl die wesentlichen Klangfarben als auch verschiedene Möglichkeiten des Einsatzes des neuen Instruments demonstriert werden konnten. Daher soll hier noch einmal das Programm genannt werden:

M. Reger	Introduction d-Moll
	Ansprache des Schulleiters
A. Bruckner	Motette „Locus iste"
W. Dietrich	Pedalstudie

S.-O. Galdiks	Eigene Variationen über ein selbstgewähltes Thema
J. S. Bach	Drei Choralbearbeitungen: Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ Jesu, meine Freude Wo soll ich fliehen hin
D. Buxtehude	Ciacona e-Moll
H. Schütz	Motette „Lobt Gott mit Schall"
W. A. Mozart	2 Kirchensonaten, Es-Dur und F-Dur
G. F. Händel	Konzert für Orgel und Orchester F-Dur Allegro – Andante – Adagio – Allegro
J. S. Bach	Toccata und Fuge F-Dur

Ausführende: Der Chor des Christianeums (Ltg.: Dietmar Schünicke)
Das Orchester des Christianeums (Ltg.: Maria Kaiser)
Kristin Schmidt-Parzefall, Christian Tiemann – Violine,
Friederike Schulz-Süchting – Violoncello
Orgel: Christian Barthe, Sven-Olaf Galdiks, Wenke Hansen,
Tillmann Schmidt-Parzefall, Dietmar Schünicke,
Nico Siemssen

Dietmar Schünicke

ROMA – *redde rationem*

In diesen Tagen verläßt der Jahrgang das Christianeum, aus dem vor neun Jahren versuchsweise zwei Klassen die Anfangsgründe des Lateinischen nach dem damals neu erschienenen Lehrbuch ROMA gelernt haben. Der Versuch fiel so befriedigend aus, daß die Fachkonferenz der Altphilologen schon im nächsten Jahr trotz starker Bedenken und nur zögernder Zustimmung des Amtes für Schule beschloß, ROMA an die Stelle des erst wenige Jahr vorher am Christianeum eingeführten Lehrbuchs *redde rationem* zu setzen, das unter den Lehrern und in der Elternschaft, vorsichtig gesprochen, umstritten war.

So ist gewiß befremdlich, daß vor drei Jahren, wiederum versuchsweise, zwei Eingangsklassen nach *redde rationem* unterrichtet wurden und wiederum schon im nächsten Jahr die Fachkonferenz der Altphilologen beschloß, reumütig zu diesem Lehrbuch zurückzukehren.

Hinterher ist man immer klüger: Wir hätten das Versuchsstadium bei ROMA auf zwei, drei Jahre ansetzen müssen; ein Lehrbuch läßt sich auch von einem erfahrenen Lehrer erst dann richtig beurteilen, wenn er es mit wenigstens einer Klasse ganz erprobt hat, zumal Lehrbücher demselben Gesetz unterworfen zu sein scheinen wie die meisten Werke selbst großer Literatur: daß sie vorn besser sind als hinten.

ROMA ist solid: Es geht von der Sprachnorm aus und setzt auf die einfachen Strukturen die komplizierteren: Es beginnt herkömmlich und lehrhaft mit *laudare* und *monere* und baut das Tempussystem vom Präsens her auf –

freilich müßte man eigentlich mit dem Imperfekt anfangen, da es normaler ist als das Präsens; und leider muß auch gleich das Verbum anomale *esse* eingeführt werden.

redde rationem ist lebendig: Es geht von der Sprachwirklichkeit aus und verwendet schon früh etwas kompliziertere Stukturen: Man beginnt mit dem, was wir alle tun, mit *videre, audire, edere* und *dormire* – freilich erweist sich die Sinnfälligkeit der Texte oft als trügerisch, sind Wortwahl und Satzbau allzusehr der Vorstellungswelt und Sprachgewohnheit der Kinder anbequemt, so daß sie oft nicht recht einsehen, warum sie noch „Rechenschaft ablegen" *(rationem reddere)* sollen über eine Geschichte, die sie ganz verstanden zu haben glauben, und in Ratlosigkeit geraten, wenn ein Satz sich nicht mehr dem ersten Einblick erschließt.

Der Spötter mag jetzt sagen: „Na bitte! So geht es uns doch allen! Essen, Trinken, Reinlichkeit, Fortbewegung usw. werden uns heute so leicht gemacht wie noch nie – und am Ende erweist sich für die meisten von uns das Leben doch als ziemlich schwierig, und wir sind froh, mit einer Vier davonzukommen!"

Andererseits, wie ein Kollege, der zum erstenmal mit ROMA arbeitete, humoristisch klagte: „Immer noch müssen in den Sätzen meiner Klassenarbeiten die Menschen eilen, sich nähern und herbeifliegen *(properare, appropinquare* und *advolare);* wann werden sie endlich gehen, kommen und laufen *(ire, venire, currere)* dürfen?"

Jedes Lehrbuch muß mit dem Dilemma fertig werden, daß in jeder Sprache das Häufige oft nicht das Normale ist.

So zollt auch *redde rationem* der Tradition im Aufbau des Tempussystems seinen Tribut; und ROMA führt a- und e-Konjugation gleichzeitig ein – ein schüchterner Ansatz zu modischem Strukturvergleich.

Für die Unterrichtspraxis wichtig ist auch der dem Lehrbuch zugrunde gelegte Zeitplan: Bei ROMA ist jeder Band für ein Schuljahr berechnet, bei *redde rationem* sind es je 25 Lektionen. Tatsächlich werden diese Ziele infolge verringerter Stundenzahl und verringerten Lerndrucks bei *redde rationem* selten, bei ROMA sicher nie erreicht.

Bei ROMA ist am Ende der 6. Klasse, also vor Beginn der zweiten Fremdsprache, oft gerade der Band I durchgearbeitet. Selbst, wenn die Klasse bis Lektion 10 von Band II gelangt, kennt sie noch nicht die konsonantische Konjugation, zu der die meisten wichtigen Verben gehören, nicht den AcI, keine Relativsätze. Dagegen ist die Nominalflexion – außer Pronomina und Zahlwörtern – wahrhaft erschöpfend behandelt. Da wird erwartet, daß elfjährige Kinder in einer einzigen, nach dem Zeitplan der Autoren auf zwei Unterrichtsstunden berechneten Lektion folgende Substantive lernen: *aestas, aetas, civitas, dignitas, auctoritas, potestas, gravitas, nobilitas, calamitas, crudelitas, pietas, libertas, societas, necessitas.* Das ist, zumal *civis, potens, gravis, nobilis, crudelis* noch nicht eingeführt sind, brutal und wirklichkeitsfremd.

Bei *redde rationem* ist am Ende der 6. Klasse oft erst L.35 erreicht. Kommt man bis L.40, vermisse ich immer noch den Konjunktiv. Das Vokabular scheint mir auch hier zu groß, aber ich komme damit zurecht, zumal es abwechslungsreicher und die immanente Wiederholung leichter ist. Die Schüler wissen viel, sind spielerischer und doch selbständiger – aber oft auch unsiche-

rer. ROMA ist narrensicher. Mit *redde rationem* geht es wie mit „Ganzwortmethode" und „Mengenlehre": natürlicher, fruchtbarer, sachgerechter – aber nur, wenn der Lehrer methodisch sicher ist und seine Sicherheit auf die Schüler überträgt.

Den Kindern der 5. Klasse sind vor allem die Stoffe wichtig. Beide Bücher versuchen zunächst, das Leben einer vierköpfigen Familie aus besseren Kreisen in einer *villa* vor den Toren Roms – einem *suburbanum* – zu zeigen. Bei *redde rationem* fühlt man sich manchmal in ein Reihenhaus unserer Zeit versetzt; auch geht es dort zuweilen schon sehr herzig zu. Daß Cornelia ein Nesthäkchen ist, Markus dagegen einen militaristischen touch hat, ist nicht historisches Kolorit, sondern bürgerliches Rollenschema. Besonders Cornelias Empfindsamkeit finden unsere Schülerinnen etwas blöd; der Lehrer fragt sich, ob er in ihre Angst vor der Ringelnatter im Garten die Erbfeindschaft zwischen Weib und Schlange nach 1. Mose 3 oder irgendwelche modernen Psychologeme hineinprojizieren soll. Die den Lektionen beigegebenen Illustrationen sind sehr kalkuliert und helfen gut bei der „Texterschließung" (pädagogischer Jargon); darüber hinaus sind sie einfach schaurig-schön und werden ganz bestimmt den Schülern noch im Schlaf erscheinen, wenn sie achtzig sind und auch die letzten lateinischen Vokabeln vergessen haben. Dagegen ist, was ROMA an „Sachinformation" bietet, ungleich mehr und gediegener. Das meiste davon wird dem *pater familias* in den Mund gelegt, der es auf Spaziergängen durch die Ewige Stadt mit gebetsmühlenhafter Gleichmäßigkeit den bedauernswerten Kindern eintrichtert. Die beigegebenen, oft sehr schönen Photographien lassen die bildüberfluteten Kinder kalt.

ROMA ist zu breit und zu trocken. Man wende nicht ein, daß, wer sich vor Langerweile fürchte, auf Gründlichkeit verzichte und der Langenweile trotzdem nicht entgehe. Das könnte auf den ganzen Schulbetrieb und die ganze Gesellschaft zurückfallen.

Redde rationem ist von seinen Verfassern für holländische Schulen mit Latein als zweiter Fremdsprache in den 50er Jahren verfaßt worden. Die heutige Fassung erschien 1971; die deutsche Ausgabe ab 1972, diese mit einem sehr umfangreichen Begleitapparat, darunter einem aus drei Bänden bestehenden Arbeitsbuch, das insgesamt mindestens den zehnfachen Umfang des Lektionenbuches hat. Die Fachkonferenz der Altphilologen am Christianeum beschloß bei der Wiedereinführung, hiervon nur die Vokabelverzeichnisse anzuschaffen und von der 7. Klasse an die sehr knappe und herkömmliche Grammatik von Habenstein-Zimmermann aus dem gleichen Verlag zu verwenden, weil

- uns das Arbeitsbuch vielfach dem Konzept des Lektionenbuches zu widersprechen schien
- die, an sich erwünschten, Zusatztexte überwiegend trocken sind und mit einem zu breiten Wortschatz arbeiten, die zusätzlichen Sachinformationen noch langweiliger dargeboten sind als in ROMA
- das gleichzeitige Hantieren mit Lektionenbuch, Arbeitsbuch und Arbeitsheft sich als zu schwierig für die Kinder in der Beobachtungsstufe erwiesen hatte
- der finanzielle Aufwand zu hoch war.

Hiervon gibt der erste Grund den Ausschlag; daher ein Beispiel: Von jeder

Lektion soll den Kindern zunächst nur Text und Bild vorgestellt werden. Dieser Grundsatz wird im Arbeitsbuch verwässert und verdorben, da zu fast jeder Lektion ausführlich vorbereitende Hinweise und Überlegungen gegeben werden. Schon vor die erste Lektion ist eine vier Seiten lange „Einleitung" gestellt, „die aber auch später gelesen werden kann", will sagen: die überflüssig ist; tatsächlich ergibt sich, was sie an allgemeinen Einsichten enthält, aus der Arbeit am Text von selbst, und was sie an zusätzlicher „Sachinformation" bietet, kann vom Lehrer und den Schülern, die oft schöne Sachbücher besitzen und kennen, gesagt werden. Dieses „Arbeitsbuch" ist ein Musterfall für die stoffliche und methodische Überfrachtung des Schulbetriebs.

Nach dieser Phase möglichst spielerisch-intuitiver Texterschließung durch die Schüler sollen in einer zweiten Phase der Sprachreflexion unter stärkerer Führung des Lehrers die bekannten sprachlichen Phänomene wiederholt, die neuen artikuliert und eingeprägt werden. Dabei können Fehler entstehen oder wichtige Ergebnisse verlorengehen. Hier muß der Lehrer und kann das Elternhaus durch gewissenhafte Kontrolle entgegenwirken.

Mit diesen Ausführungen möchte ich vor allem dafür werben, in diesem immer noch etwas neuartigen Konzept keine Konzession an modische Beliebigkeit und keinen Angriff auf die eigentümliche Rationalität und Luzidität der lateinischen Sprache zu sehen. Mit seinem Titel tritt dieses Buch, anspruchsvoll genug, in die spätestens seit Sokrates geübte, vielleicht nur selten rein verwirklichte Tradition des Denkens, das über sich selbst nachdenkt und sich damit auch in Frage stellt.

Sieveking

SCHRIFTSTELLER LASEN IM CHRISTIANEUM (5)

Der letzte Bericht, der die Autorenlesung im Rahmen der Literatur-AG in Erinnerung rief, stammt (habe ich nichts übersehen) vom Ende des Jahres 1983. Damals hieß es, eine Lesung mit dem Erzähler *Jochen Missfeldt* sei für den 1. Dezember 1983 geplant. Sie fand statt. Missfeldt, der im Norden Schleswig-Holsteins lebt, in Kiel Musik und Philosophie studiert, las aus dem bei *Langewiesche-Brandt* 1982 erschienenen Erzählband *„Zwischen Oben, zwischen Unten"* (eine „Erzählung in elf Heften" nennt der Autor sein Buch): schwindelerregende, genaue Prosa, die das Niemandsland zwischen Wirklichkeit, Unwirklichkeit, Überwirklichkeit bezeichnet. Jochen Missfeldt stellte seine Erzählung *„Maligni"* vor, in der die gerichtsmedizinische Untersuchung eines tödlich verunglückten Piloten scheinbar kalt beobachtet wird und zur Sprache gelangt. Der Vorgang des Sezierens wird mit den Möglichkeiten der Sprache seziert. Der Autor verzichtet auf Paraphrasierungen des Abscheus, schaut vielmehr ganz genau hin. Nicht er protestiert gegen Verletzungen der Menschenwürde, er bewirkt vielmehr mit poetischen Mitteln diesen Protest im Leser. In der Veranstaltung mit Jochen Missfeldt waren auch einige Gedichte zu hören aus seinem Lyrikband *„Mein Vater war Schneevogt" (Ebenhausen bei München: Langewiesche-Brandt 1978).* Die Diskussion erstreckte

sich auf die vergangenen beruflichen Erfahrungen des Autors und auf die aus ihnen resultierenden Folgen für den Schreibprozeß.

In der Zwischenzeit veröffentlichte Jochen Missfeldt einen weiteren Erzählband: *„Capo Frasca und andere Fliegergeschichten" (Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1984).* Der Autor schreibt gegenwärtig an einem Roman.

Wie gelangt man an die Autoren? Diese Frage bekomme ich häufiger gestellt. Die Antwort ist einfach. Ich schreibe sie an, vereinbare Termin und Honorar (dieses wird nach wie vor – wofür ich herzlich danke – vom Verein der Freunde des Christianeums gespendet). Da die meisten der eingeladenen Autoren in Hamburg leben, ergeben sich weitere Schwierigkeiten kaum.

Manchmal ergeben sich Kontakte auch auf anderen Wegen. Jochen Missfeldt wurde in Hamburg begleitet von Kristian Wachinger, der zusammen mit anderen Mitgliedern der Familie Wachinger im Verlag Langenwiesche-Brandt die Autoren betreut. Er machte auf einen anderen jungen Autor (Jahrgang 1954) des Verlags aufmerksam: *Andreas Nohl.* Aus seinem Erzählband *„Verfolgung des Barthomomé" (Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1978)* las Nohl am 16. Februar 1984 einen seiner höchst konzentriert gearbeiteten Erzähltexte. Ein weiterer Text, den Andreas Nohl in Klagenfurt auch vorgestellt hatte (auch er kann als ungewöhnlich verdichtet gelten), konnten die Zuhörer vernehmen: *„Entzweit"*. Er ist zusammen mit weiteren Erzählungen unterdes im zweiten Band des jungen Erzählers, der jetzt als Antiquar in München (zuvor in Köln) lebt(e), veröffentlich worden: Andreas Nohl *„Amazone und Sattelmacher" (Ebenhausen: Langewiesche-Brandt 1985).* Den Band schickte mir Kristian Wachinger zu. (Er wußte, ich sollte mich über Texte des – allzu? – vorsichtig publizierenden, weil höchst genau arbeitenden Autors freuen.) In den genannten Veranstaltungen der Literatur-AG konnte mit Wachinger auch über die Arbeitsweise eines kleineren Verlags gesprochen werden (wenn dieser Artikel für den Verlag wirbt und für seine Bücher, so ist solche Wirkung vom Verfasser durchaus beabsichtigt). Es gilt insgesamt übrigens, daß die Gespräche in der Literatur-AG Fortsetzungen finden, daß sich Kontinuitäten herausbilden, Fäden weitergesponnen werden. Ich weiß, daß eine Schülerin dem Autor Andreas Nohl geschrieben hat, ihm weitere Fragen zu stellen.

Wie gelangt man an Autoren? Ganz einfach. *Wolfgang Hegewald,* über den in den Gazetten einiges schon geschrieben worden war, wurde in der Fernsehsendung „Aspekte" vorgestellt. Am nächsten Tag sah ich ihn während einer Demonstration auf dem Rathausplatz, vereinbarte einen Termin mit ihm, und am 14. November 1984 las er im Christianeum. Er, der (1952 in Dresden geboren) Informatik und später evangelische Theologie studierte, dann in der Industrie und als Friedhofgärtner arbeitete, kam 1983 nach Hamburg. *„Das Gegenteil der Fotografie" (Frankfurt/M.: Fischer 1984)* heißt das erste Buch, das Wolfgang Hegewald veröffentlichte; aus den *„Fragmenten einer empfindsamen Reise"*, so der Untertitel, las er auch. Der Text weckt die Erinnerung an eine phantastisch-realistische Grenzüberschreitung; mit den Mitteln poetischer Einbildungskraft bringt der Autor Erfahrungen zur Sprache, Erlittenes und Erlebtes durchaus in eine neue bizarre, nämlich erdichtete Wirklichkeit wendend. Nicht ohne Grund nannte Wolfgang Hegewald in der ausführlichen Diskussion einige Lateinamerikaner als Vorbilder (wenn es sie denn gibt – jeder schreibt für sich allein). Auch mag dem in Dresden geborenen Autor

E. T. A. Hoffmann höchst lieb und vertraut sein. Inzwischen ist ein neuer Band aus der Feder Wolfgang Hegewalds erschienen: *„Hoffmann, Ich und Teile der näheren Umgebung"*. Auch dieses Buch gehört der höchst verdienstvollen Reihe *„Collection S. Fischer"* an.

Wie gelangt man an die Autorinnen? Die Lyrikerin Marga Kluge aus Bremen, die am 3. April 1985 in der Literatur-AG las, lernte ich durch Vermittlung des Kollegen Meier kennen. Aus ihrem Lyrikband *„Janus"*, gedruckt im *Kopierstübchen Bremen*, „Dem Wind gewidmet", stellte Frau Kluge einige höchst empfindsame, mit bemerkenswert intensiver Vortragskraft wiedergegebene Gedichte vor. Die Veranstaltung, die durch die eindrucksvolle Atmosphäre geprägt war, schloß auch Gespräche über Entstehung, Wirkung und Qualität lyrischer Texte ein. Lesung und das konzentrierte Gespräch mit der Autorin endeten (wie andere Lesungen und Gespräche auch) nicht mit dem Verlassen des Schulgebäudes, sie wurden in kleinerem Kreis lang noch fortgesetzt.

Im Berichtszeitraum fanden einige Veranstaltungen auch statt mit Autoren, die zuvor bereits in der Literatur-AG gelesen hatten. *Ulrich Schacht* stellte seinen zweiten Gedichtband vor: *„Scherbenspur" (Zürich: Ammann 1983). Udo Steinke* stellte sich erneut vor mit dem neuen Erzählband *„Doppeldeutsch" München: Schneekluth 1984).* Es gehört zum Selbstverständnis der Literatur-AG, Autoren die Treue zu halten, ihren Lebensweg im Auge, ihre Publikationen im Gedächtnis zu behalten. Besonders eng ist daher die AG *Werner Lansburgh* verbunden, der – nach einem unvergeßlichen Abend vor einigen Jahren mit „Doosie" (u. a.) – im vergangenen Jahr am 9. Mai aus dem Erzählband *„Strandgut Europa"* las: Exil-Erzählungen, mit deren Hilfe daran erinnert werden konnte, was der 8. Mai 1945 für Menschen bedeutete, die aus ihrer Heimat verjagt worden waren.

Exil: Die (vorläufig) letzte Lesung machte Schüler mehrerer Oberstufenkurse mit dem chilenischen Erzähler *Antonio Skármeta* bekannt. Von ihm ist vor allem bekannt der Roman *„Mit brennender Geduld"* (München: Piper 1984). Aus dem Erzählband *„Der Radfahrer von San Cristóbal"* (München: Piper 1986) las Skármeta die Erzählung *„Die Goldmedaille"*. Ein verschmitzter Erzähler konnte die traurige Geschichte seines Landes lesend und berichtend so darstellen, daß die Zuhörer gleichwohl ihr Vergnügen hatten. Wieder einmal wurde in der Veranstaltung am 5. Mai deutlich, daß die Poesie der politischen Agitation überlegen ist, geht es darum, auf die Wirklichkeit aufmerksam zu machen und doch nicht zu verzweifeln.

Die vielfältigen Aktivitäten der Literatur-AG, die gerade im letzten Jahr über die Lesungen hinausgingen, sollen in einer kleinen Bilanz zum 10jährigen Bestehen dargestellt werden. Im September 1976 fand die erste Lesung mit Hermannn Peter Piwitt statt. Aber wer weiß das noch?

Rolf Eigenwald

■

Weitere Berichte von Projektreisen
sind im Jahrbuch des Christianeums 1986 abgedruckt,
welches ebenfalls im Juni erscheint.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
41. JAHRGANG HEFT 2 HAMBURG DEZEMBER 1986

INHALT

Abiturientenentlassung 1986

Programm 3

Ansprache des Schulleiters Ulf Andersen 4
Ansprache der Abiturientin Beatriz Damassiotis 8
Ansprache des Abiturienten Nils Metzler 12
Ansprache Rudolf Struensee – 50 J. Abiturjubiläum 14
Namensliste der Abiturienten 1986 16

Theater am Christianeum
„Die Vögel“ 18
„West Side Story“ 22

Aus dem Schulleben
49. Internationaler P.E.N.-Kongreß 24
10 Jahre MIC 27
Nachtrag zu den Projektreisen 1985 30
Der Bien am Christianeum 31

Personalia
Nachruf auf Katrin Dieckmann 35
Nachruf auf Hans Griesbach 36
Der Mathematiker Hermann Weyl 38

Chronik des Jahres 1986 39

Bericht des Elternrats 1985/86 44

SV-Bericht 1985/86 45

Familiennachrichten und Bekanntmachungen 46

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Verantwortlicher Redakteur: Gunter Hirt, Hartkrögen 37, 2000 Hamburg 56

Redaktion: Ulf Andersen, Jürgen Dräger, Karin Müller,
Margarethe Müller von Blumencron, Rosemarie Nowack, Philip Franz

Herstellung: Hans Christians Druckerei, Hamburg

ABITURIENTENENTLASSUNG

am Freitag, dem 20. Juni 1986, um 18.00 Uhr in der Aula

PROGRAMM

1. F. Mendelssohn: Schweizer Sinfonie, Grave – Allegro
   Es spielt das Streichorchester, Ltg.: Maria Kaiser
2. Ansprache des Schulleiters
3. Ansprachen der Abiturienten Beatriz Damassiotis und Nils Metzler
4. F. Mendelssohn: Schweizer Sinfonie, Scherzo – La Suisse
5. Grußworte des Jubiläumsabiturienten Pastor em. Rudolf Struensee
6. Verleihung der Preise durch den Vorstand des Vereins der Freunde des Christianeums
7. Ausgabe der Abiturzeugnisse
8. „All about Blues" und „The Pink Panther"
   Es spielt die Brass Band, Ltg.: Werner Achs

*** PAUSE ***

Um 20.00 Uhr in der Aula

„DIE VÖGEL"

Komödie des Aristophanes
neu übersetzt, inszeniert, gespielt und musikalisch bearbeitet
vom Leistungskurs Griechisch des 4. Semesters

und um 22.30 Uhr „Unter der Weide" im Freien

CHORMUSIK DER ROMANTIK

(u. a. „Zigeunerlieder" von J. Brahms)

Es singt der A-Chor, Ltg.: Dietmar Schünicke,
begleitet von Stephanie Andreas, Klavier

Der Tag klingt aus mit einem „*Gartenfest zur Sommernacht*".

ANSPRACHE DES SCHULLEITERS ULF ANDERSEN AN DIE ABITURIENTEN

Gestattet mir ein persönliches Wort vorweg: Ihr seid der erste Jahrgang des Christianeums, den ich von der 5. Klasse an begleiten durfte und mit dem mich seit der gemeinsamen Reise nach Puan Klent im Sommer 1978 schon frühe Erinnerungen verbinden. Es ist überhaupt das erste Mal in meiner Laufbahn als Lehrer, daß ich mich von Schülern verabschiede, die mir noch aus der Beobachtungsstufe lebendig vor Augen stehen. So gesehen markieren die neun Jahre am Gymnasium nicht nur für den Abiturienten einen Lebensabschnitt. Neun Jahre, in denen sich entscheidende persönliche Entwicklungen abspielen, verbinden. Um nicht mißverstanden zu werden: Neun Jahre im Spannungsfeld der Schule sind nicht gleichzusetzen mit neun Jahren Harmonie; Konflikte und Reibereien, Enttäuschungen und Resignationen lassen sich nicht ausblenden. Sie gehören zu unserem Beziehungsgefüge dazu, aber auch sie können verbinden. Wir sollten das nicht einfach mit einem gesiegelten Stück Papier und einem Händedruck abschütteln. Es bleibt auch etwas Wehmut nach. Ich darf das für viele Eurer Lehrer sagen.

Wenn ich an das Leben an unserer Schule in den letzten Jahren denke, dann erscheint Ihr mir fast als ein unerschöpfliches Reservoir für unterschiedlichste Aktivitäten, die über den Unterricht hinaus eine Schule prägen: Ich denke an sportlichen Einsatz und Hinwendung zu jüngeren Mitschülern. Ich denke an Windgeneratoren und Wettbewerbe wie „Jugend forscht". Kaum einer von Euch, der nicht in den Orchestern und Chören mitwirkte. In den Schulaufführungen von der „Dreigroschenoper" über die unvergleichliche „West Side Story" bis zu den „Vögeln" heute abend sind uns viele unvergeßlich geworden, ja manchen lernte man erst richtig kennen. Zum Glück ist solcher Einsatz nicht nur als Erfolgserlebnis für Euch wichtig. Er wirkt zugleich als Vorbild für jüngere Schüler weiter; ich hoffe, daß sie, von Euch angespornt, auf Euren Spuren folgen werden.

Freilich hat eine so beschriebene schola ludens, in der Ihr Euch bewegt habt, nicht nur Bewunderer. Nicht wenige Eltern, auch manche Lehrer und selbst der eine oder andere von Euch werden einwenden, daß wir das Abitur als Krönung aller Bemühungen nicht konsequent genug im Visier gehabt hätten. Wieviel Zeit wurde geopfert, wie viele Kräfte gebunden, wieviel Unterricht fiel aus für einige – zugegeben begeisternde – Abende hier in der Aula oder im Michel oder in der Markthalle. Hätten sich da nicht günstigere Punktzahlen erreichen und mehr Grundkenntnisse vermitteln lassen? Hätte man nicht die Vorbereitung auf den weiteren Ausbildungsweg ernster nehmen müssen? Haben wir nicht unfreiwillig den Beweis erbracht, daß sich das 13. Schuljahr streichen ließe, wenn wir nur effektiver arbeiteten? Eine naheliegende Erwägung, wenn man bedenkt, daß der männliche deutsche Akademiker oft erst mit 30 Jahren ins volle Berufsleben eintreten kann. Haben wir also zuviel gespielt und diskutiert, mit weltfremder Exklusivität kokettiert und dabei den Blick für den Ernst des beruflichen Lebens verloren?

Wir wissen alle und wollen auch heute nicht vergessen, daß das Abitur ins Gerede gekommen ist. Die Hochschulen klagen unisono über mangelndes Grundlagenwissen der Studienanfänger. Wirtschaft und Handwerk wünschen

sich mehr formale und technologische Kenntnisse. Das hamburgische Abitur wird gegen das bayerische gewogen und für zu leicht befunden. Vermassung und Niveauverlust schreien für viele zum Himmel. Von der sinkenden Motivation der Schüler erst gar nicht zu reden.

Ich greife die Stimme einer Universität heraus: „Das Abiturientenexamen bedeutet kein sicheres und eindeutiges Kriterium für die Reife zum Beginn wissenschaftlicher Fachstudien mehr . . . es kommt darauf an, Studenten zu bekommen, die arbeiten und denken gelernt haben."

Und gleich dazu das Klagelied eines frustierten Lateinlehrers über seinen täglichen Unterricht: „Was für ein Schauspiel wird da aufgeführt! Eine Zeitlang ist der Schüler wie eine Statue völlig stumm. Nachdem er angefangen hat, sich zu sammeln und Worte zu überlegen, verdreht er, weil er verwirrt ist, Augen und Augenbrauen, daß man bei dem Anblick wähnt, er bekomme einen epileptischen Anfall. Auch verdreht er den Mund, als müsse er sich unter Zukkungen erbrechen. Nachdem er solange mit sich gerungen hat, gibt er schließlich ein Wort von sich. Um aber nicht auf einem Fehler erwischt zu werden, lispelt er unverständlich. Einige sind geradezu genial darin, die letzten Silben zu verschlucken, damit sie nicht verstanden werden . . . Die schlechte Schrift der Schüler zu lesen ist mühsam genug auch für den geduldigen Lehrer. Um wieviel mehr strengt die Korrektur an!"

Vielleicht habt Ihr es schon gemerkt: So neu sind diese beiden Klagen gar nicht. Der professorale Verriß des Abiturs entstammt einer Denkschrift der Philosophischen Fakultät zu Berlin aus dem Jahre 1927 – also dem Abiturjahr der heute fast Achtzigjährigen. Und jener resignierende Altphilologe war kein geringerer als Philipp Melanchthon, den seine Zeitgenossen ehrfürchtig den Praeceptor Germaniae nannten, in einer heiter-lehrhaften Rede über das „Elend der Pädagogen".

Wenn man genau hinhört, dann wußten und konnten die Schüler schon immer erheblich weniger als die Generation vorher; und natürlich hatte die Schule noch nie so versagt wie zu dem Zeitpunkt der jeweiligen Bestandsaufnahme. Schon Friedrich Nietzsche prophezeite in seiner 1874 veröffentlichten Schrift „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" einen unrühmlichen Niedergang der preußischen gymnasialen Bildung, der zum Glück noch nicht so weit vorangeschritten ist, daß wir heute nicht Nietzsches Gedanken im Leistungskurs Philosophie – und nicht nur da – erörtern könnten

Längst sehen wir uns nicht mehr allein dem aus unterschiedlichen Motiven latenten Unbehagen an Inhalt und Ergebnissen der gymnasialen Bildung gegenüber. Inzwischen droht dem herkömmlichen Abitur ernstlich der Garaus, und zwar aus zweierlei Richtungen:

1. Die Loslösung der Studienberechtigung aus der Zuständigkeit der Schule und ihre Entfremdung zu einer Aufnahmeprüfung in der Regie der Hochschulen.

2. Die Kürzung der Oberstufe um ein Jahr. Wobei hier der politische Druck besonders stark sein dürfte, weil einerseits der sich abzeichnende Rekrutenmangel der Bundeswehr zu Plänen einer Verlängerung der Wehrpflicht auf Kosten der Schulzeit geführt hat und andererseits dem wachsenden Integrationsdruck europäischer Normen demnächst nicht nur das Reinheitsgebot des

bayerischen Bieres geopfert werden soll, sondern bald wohl auch das 13. Schuljahr in der Bundesrepublik. Wenn es nach Bundeskanzler Kohl ginge, wären wir schon Anfang der 90er Jahre soweit.

Um zu dem ersten Punkt zu kommen: Wer das Urteil über die Studierfähigkeit der Schulabgänger den Hochschulen überlassen möchte, muß sich eines verbindlichen Kanons der nützlichen Kenntnisse und Fertigkeiten sehr sicher sein; die deutschen Universitäten der letzten 170 Jahre waren es nicht. Was ließe sich denn auch über die Fähigkeit zum kritischen Fragen und selbständigen Urteil, über Begabung und Phantasie in einem anonymen Auswahlverfahren herausfinden? Im preußischen Abituredikt von 1812 war der Schulprüfung deshalb der Vorzug gegeben worden, weil man davon ausging, daß die Lehrer die Besonderheiten des Schulunterrichts gegenüber dem Studium besser beurteilen und die Leistungsfähigkeit und -bereitschaft der Schüler eher kennen würden. Warum sollte das heute anders sein? Es liegt zudem der Verdacht nahe, daß mit solchen Eigungsprüfungen in Wirklichkeit Verteilungsmechanismen geschaffen werden sollen, um die Zahl der Studenten in bestimmten Disziplinen zu kanalisieren. Der Medizinertest gibt ja einen Vorgeschmack davon.

Abgesehen davon, daß es höchst fragwürdig wäre, die Gefechtsbereitschaft der Bundeswehr durch eine rigorose Beschneidung des Bildungsweges zu gewährleisten, sollten wir uns vergegenwärtigen, was ein Zurechtstutzen unserer Schuldauer auf die Einheitsmaße eines zeitlich vorverlegten Euroabiturs zur Folge hätte: Abkehr von der Fächervielfalt, wie sie außer in der Bundesrepublik nur noch in den Oberstufen der Schweiz und Österreichs verbindlich ist und Abschied vom Prinzip der drei gleichgewichtigen Aufgabenfelder. Insbesondere die Naturwissenschaften, aber auch Erdkunde, Religion, der musische Bereich und schließlich auch die Wahlmöglichkeiten unter mehreren weitergeführten Fremdsprachen müßten beschnitten werden; kurz, wir wären weiter entfernt denn je von dem, was wir uns als Allgemeinbildung wünschen müßten.

Wenn die berechtigte Forderung nach einer Verkürzung des Ausbildungswesens verwirklicht werden soll, dann kann sie nur im Hochschulbereich ansetzen. Noch um die Jahrhundertwende meldete sich ein Student in der Regel nach drei Jahren zum Examen. Heute beträgt die durchschnittliche Verweildauer an der Universität 13 Semester. Eine entsprechende Straffung der akademischen Berufsausbildung fordert ja längst auch der Deutsche Wissenschaftsrat.

Wir müssen verhindern, daß unsere Oberstufen zu Paukanstalten für Hochschulprüfungen verarmen und Bildung mit abprüfbarem Zweckwissen gleichgesetzt wird.

Gründe dafür gibt es genug: So werden z. B. Zukunftsprognosen, aus denen sich Inhalte und Chancen bestimmter Ausbildungswege ableiten ließen, immer brüchiger. Als ich Referendar war, erschienen zwei seriöse Publikationen der damals beliebten Futurologie; die eine unter dem Titel „1980 ist morgen", die andere hieß spezieller: „Hamburg auf dem Weg in das Jahr 2000". Wenn man die dort von Experten entworfenen Zukunfsbilder ernst nahm – und es gab keinen Grund, dies nicht zu tun –, dann wäre Atomstrom zu einem Zehntel des tatsächlichen Preises heute selbstverständlich, dann

platzten die Auftragsbücher der Hamburger Werften für gigantische Großschiffe, dann schössen funktionelle Wohnhochhäuser wie Pilze aus dem Boden, angeschlossen an ein dichtes Netz von Stadtautobahnen. Nach dem Erdölschock der siebziger Jahre, nach der Ernüchterung angesichts sterbender Wälder, vergifteter Gewässer und abgaszerfressener Kulturdenkmäler und schließlich seit der radioaktiven Wolke von Tschernobyl lernen wir wieder, daß gesamtwirtschaftliches Wachstum und technologischer Fortschritt nicht das Maß aller Dinge sind.

Eines aber kann heute mit Sicherheit gesagt werden: Es wird immer weniger Berufe geben, die man nach dem Eintritt ins Berufsleben 30 und mehr Jahre bis zum Ruhestand ausüben wird. Immer häufiger wird ein Berufswechsel nötig werden, und das setzt geistige Flexibilität und die Bereitschaft und Fähigkeit zum lebenslangen Lernen voraus. An diese Stelle gehört auch die Fetstellung, daß es sich keine Gesellschaft auf die Dauer leisten kann, die Segnungen einer technisch machbaren Automatisierung mit dem Preis der Dauerarbeitslosigkeit von Millionen Bürgern zu bezahlen. Die Perspektive kann nur ein Zuwachs an Freizeit sein, ein Zuwachs an Lebensgenuß durch individuelle und schöpferische Gestaltung und damit eine wachsende kulturelle Nachfrage. Der rechte Gebrauch dieser neuen Freiheiten muß noch gelernt werden. Wir müssen wieder mehr Anstrengungen darauf verwenden, den Sinn junger Menschen für Ästhetik zu schärfen, sie lehren, das Schöne als Genuß zu empfinden und sich Nischen für eine Vita contemplativa einzurichten.

Das gilt um so mehr, als die technologische Revolution unserer Zeit und die Lawine neuer Medien die Pädagogik vor schwere Probleme stellt: Es wäre einerseits töricht, in der Schule eine technologiefeindliche Idylle bewahren zu wollen. Wohl aber haben wir den negativen Auswirkungen der Veränderungen in der Umwelt entgegenzuwirken wie der emotionalen und sprachlichen Verkümmerung und dem Verlust des Realitätsbezuges durch Medienübersättigung, Videospiele u. ä. Wir brauchen an der Schule eher mehr Raum für die Bewältigung der philosophischen, psychologischen und sozialen Probleme der weitgehend noch unbekannten High-Tech-Gesellschaft, zu der wir aufgebrochen sind.

Beachtung verdienen übrigens Äußerungen kompetenter Wirtschaftsvertreter, aus denen deutlich wird, daß von jungen Bewerbern für neue Berufe vor dem fachspezifischen Wissen zunehmend ganz andere Qualitäten erwartet werden: „Die Anforderungen an geistige Flexibilität, Konzentrationsfähigkeit, ständige Lernbereitschaft und Verantwortungsbewußtsein steigen", heißt es in der Prognose eines Industrieinstituts. Und ein IBM-Manager stellte kürzlich neben die Fachkompetenz späterer Mitarbeiter die Forderung nach „Methodenkompetenz" und „Sozialkompetenz", worunter er einerseits die Fähigkeit versteht, Lernmaterial selbständig auszusuchen, geistig beweglich zu sein, sich als Autodidakt weiterzubilden, und andererseits die Bereitschaft, in Gemeinschaft zu lernen und zu arbeiten, Stellung und Sinn der eigenen Arbeit in der Gesellschaft zu begreifen und Erfahrungen und Werthaltungen anderer zu respektieren.

Wenn es also als ausgemacht gilt, daß in Zukunft mehr denn je die Fähigkeit zum Wechsel und zum ständigen Lernen, daß Kreativität, Phantasie und soziale Qualitäten gefragt sind, dann stellt sich die Frage nach den Inhalten der

Schulbildung und der Dauer der Schulzeit unter ganz anderern Vorzeichen.

Wenn wir uns auf diese Lernziele besinnen und sogar von außen darauf gestoßen werden, sehen wir uns darin bestärkt, Schüler zur Beschäftigung mit Dingen anzuregen, die überhaupt nichts mit späterer Nutzanwendung zu tun haben. Mit denen man sich beschäftigt, weil sie Freude machen, weil sie zum Nachdenken herausfordern und weil sie die geistige Unabhängigkeit fördern und unser soziales Gewissen schärfen. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnen das Erlernen alter Sprachen, die Auseinandersetzung mit antikem Denken, das Kennenlernen chinesischer, indischer und jüdischer Denkweisen ihren Sinn.

Und hier muß auch jeder den hohen Wert des gemeinsamen Musizierens und Schauspielens erkennen mit ihren Möglichkeiten der Persönlichkeitsentfaltung und Bewährung in der Gruppen, mit der Chance zu erfahren, daß Leistung auch Lust erzeugen kann, weil sie nicht an einer Punkteskala gemessen wird. Und auch mit der Notwendigkeit, ertragen zu lernen, daß ein anderer besser sein kann als man selbst. Das alles setzt voraus, daß die Schule als Freiraum erhalten bleibt, in der der Schüler die Chance hat, seine Kräfte auszuprobieren.

Ihr habt Eure Zeit genutzt, gerade auch das letzte Jahr. Die meisten haben Ihre Zeit nicht verspielt, sondern ihre Chancen erkannt, und wir haben davon profitiert. Wir bescheinigen Euch heute gern Eure Lernfähigkeit, Euer Engagement, Eure Kreativität, Euer kritisches Urteilsvermögen – kurz die Reife, Eure Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen.

Dazu wünschen wir Euch viel Glück!

ANSPRACHE DER ABITURIENTIN BEATRIZ DAMASSIOTIS

Liebe Mitschüler, verehrte Lehrer und Gäste!

Es war ein Sonntag ums Jahr 1770 – noch zur Regierungszeit Friedrichs des Großen –, als sich ein in Niederschlesien ansässiger Edelmann, der Baron von Militz, bei seinem Gutsnachbarn verplauderte. Ein Aufenthalt unterwegs, das Gespräch mit dem Freund und dazu wohl auch ein Glas Wein hatten den Freiherrn, der ein frommer Sohn der Kirche war, daran gehindert, den Gottesdienst zu besuchen – und eine Predigt zu versäumen, das war nicht seine Art. Doch der Gutsherr beruhigte ihn: Man könne Abhilfe schaffen; der Hütejunge des Dorfes sei in der Lage, die Sätze des Herrn Pfarrers Wort für Wort zu wiederholen. „Gut, mein Freund, dann bringen Sie ihn." Der Gänsebub wurde gerufen, machte seine Aufwartung und artikulierte auf Wunsch den soeben gehörten Predigttext in einer Weise, die den Freiherrn davon überzeugte, dieser Junge habe nicht nur den Wortlaut, sondern auch den Sinn der geistlichen Ermahnung erfaßt. „Ich will dafür sorgen", sagte der Baron, „daß du auf die Fürstenschule kommst nach Schulpforta: dort gehörst du hin, und nun sag deinen Namen." Der Gänsebub, Sohn eines Bandwirkers, antwortete: „Mein Name, Euer Ehren? Johann Gottlieb Fichte."

Diese Geschichte – weitgehend verbürgt und von Walter Jens nacherzählt – gibt Anlaß zu Phantasie und Spekulation: Hätte der Baron sich nicht verplau-

dert und verspätet, was wäre aus Fichte geworden? Wären die Reden an die Deutsche Nation nicht geschrieben, seine philosophischen Theorien nicht entwickelt worden? Hätte dies die deutsche Geisteswissenschaft und auch die nationale Entwicklung beeinflußt – abgesehen davon, daß es uns am gymnasialen Lehrstoff gefehlt hätte? – Aber was wäre erst geworden, wenn die vielen anderen Hütebuben, Kinder aus den Slums und vom Lande, Gesinde- und Arbeitersöhne – oder gar deren Töchter! –, die vielleicht nicht unbegabter waren als dieser eine, vom Zufall ins Licht gerückte Johann Gottlieb Fichte – wenn sie nicht geblieben wären, was sie von Haus aus waren, arm und ungeschult, weil *ihr* Herr von Militz den Gottesdienst nicht versäumt hatte.

Heute ist nun alles anders. Wir haben den Marschallstab im Tornister, die Chancengleichheit ist gewährleistet – sagt man –, und ein Heer von potentiellen Ärzten, Juristen, Wissenschaftlern strömt auf die Schulen und verläßt diese in Richtung Universität. Aber seien wir kritisch: Wir alle haben unseren Herrn von Militz, und gerade wir, die wir heute diese Schule verlassen, sollten erkennen, daß uns die Auswahl des Elternhauses oder eine andere Schicksalsfügung, oft auch ein bedeutungslos erscheinender Anstoß, den ersten Weg geöffnet hat, wie er vor 200 Jahren dem Hütebuben eröffnet wurde: den Weg an eine Schule, von der wir in aller Bescheidenheit sagen dürfen, daß sie aus dem Niveau der Schulen herausragt; den Weg, der uns zumindest die Chance gibt, uns herauszuheben aus dem grauen Heer unserer Geburtsjahrgänge.

Ich will die Frage offenlassen – jeder mag sie für sich selbst beantworten –, ob in der heutigen Zeit mit seinem heutigen Lehrplan das humanistische Gymnasium es noch verdient, an der Spitze aller Lehranstalten eingestuft zu werden, soweit es die seinen Schülern angediehene Ausbildung und das für das Leben vermittelte Rüstzeug angeht. Ich will mich auch zurückhalten in der Kritik, ob angesichts der Sachzwänge in den Spezialfächern, angesichts des penetranten Erstrebens einer für Studium, Ausbildung und Beruf so wichtigen Abiturnote und angesichts weitreichender, die Bindung an Wissenschaft störender Ablenkungen des täglichen Lebens, denen wir uns nicht entziehen können, der Kern der klassischen humanistischen Ausbildung überhaupt noch spürbar ist: die Freiheit des Lernens und der Wissenschaft um des Lernens der Wissenschaft und des Verstehens willen. Dies uns immer wieder vor Augen zu führen und den Sachzwängen des Ausbildungsplanes und -zieles entgegenzuhalten, haben wir wenig Gelegenheit gehabt oder genommen. Dennoch möchte ich für uns Abiturienten sagen: Diese Schule, das Gymnasium mit altsprachlichem Schwerpunkt, hat uns im humanistischen Sinne das zu vermitteln versucht, was den Unterschied zu anderen Schulen ausmachen soll: die Hinwendung zur Antike, die Loslösung von der Gegenwart, die Fähigkeit zu kritischer Betrachtung und Erkenntnis, die sich mit dem nötigen geistigen Abstand wieder der Gegenwart zuwenden soll. Soweit wir von unseren Lehrern diese Anleitungen erhielten und ihnen darin zu folgen vermochten, soweit wir die Fähigkeit zur Abstraktion und zur kritischen Hinwendung des Abstrakten auf das Reale gelernt haben, sind wir dieser Schule und diesen Lehrern zu hohem Dank verpflichtet. Ohne hochmütig zu sein, dürfen wir auch sagen, daß wir darin nun einen Vorsprung haben vor anderen, den wir vielleicht ausnutzen können. Daß diese gewonnene Fähigkeit aber auch eine Verpflichtung mit sich führt und daß wir sie künftig nicht nur für uns selbst,

sondern tunlichst für alle nutzbar machen müssen, sei mein Appell an meine Mitschüler und an mich selbst.

In Abituransprachen ist oft die Rede davon, wie schön – oder wie schlimm – es während der Schulzeit war, wie schwer – oder wie leicht – nun der Abschied fällt und daß nun die unbeschwerte Schulzeit Vergangenheit werden wird. In dieses Lied will ich nicht einstimmen, weil jeder von uns dazu seine höchst unterschiedlichen Erinnerungsschwerpunkte aufzuweisen hat. Ob die Schulzeit wirklich die schönste und leichteste Zeit im Leben eines Menschen ist, wie uns die älteren Generationen immer versichern, bezweifele ich. Denn die Probleme eines Achtjährigen, Dreizehnjährigen oder Achtzehnjährigen sind relativ immer gleich groß und – in Ermangelung des nötigen Abstandes und der Lebenserfahrung – oft schwerer zu überwinden als die Probleme der Erwachsenen. Eine Ameise tut sich halt schwer beim Wegräumen eines Grashalmes.

Erlaubt sei uns Abiturienten an dieser Stelle aber ein Blick in die Zukunft. Wie steht's mit der Jugend? Eine großartige Generation wächst heran. Da ist so viel Glaube an die Zukunft, so viel Leistungsbereitschaft und so viel Wille, nicht nur Rechte auszuschöpfen, sondern auch Pflichten zu übernehmen. Mit dieser Jugend ist Staat zu machen. Die häßlichen Bilder von randalierenden Chaoten geben nicht die Wirklichkeit wieder. 95 % der jungen Menschen engagieren sich für ihre und damit unsere Zukunft.

Dies sind nicht meine, sondern die vor einer Woche geäußerten Worte unseres Bundeskanzlers – wenn ihn eine große deutsche Morgenzeitung richtig zitiert haben sollte, die man also doch lesen muß. Und an anderer Stelle fügt unser aller Kanzler hinzu: „Um diese Jugend ist mir nicht bang." – Ihm nicht, das will ich glauben. Von hoher Warte ist gut spucken! Aber für das Vorangegangene kann wohl die demoskopische Auswahl nicht repräsentativ sein. Vielleicht sind die Ängste der unmittelbar Betroffenen, die sich nach den statistischen Gesetzen der Lebenserwartung noch 50 Jahre in diesem Leben und in dieser Welt zurechtzufinden haben, unbegründet größer und ichbezogener, weil ihnen der zitierte Abstand des abstrakten Betrachtens doch noch nicht ganz gelingt.

Wir Abiturienten verlassen diese Schule zwar fröhlich, aber doch mit einem tiefen Unbehagen und mit großer Unsicherheit. Wir fürchten oder wissen, daß unsere Bemühungen, einen Beruf zu erlernen, auf dem übersättigten Arbeitsmarkt und vielleicht in jahrelanger Arbeitslosigkeit enden werden; wir und besonders andere, weniger privilegierte Angehörige unserer Jahrgänge sehen sich gezwungen, eine Tätigkeit zu erlernen und auszuüben, die ihnen den Lebensunterhalt sichern, aber nicht ihren Berufswünschen entsprechen kann. Wir sehen vor uns eine Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur, die zwar nach Leistung bewertet, in der es aber immer schwerer fällt, die Leistung überhaupt an den Mann zu bringen. Wir sehen vielerorts – auch in unserem Lande – Ungerechtigkeiten, die wir auf dieser Schule zu erkennen und zu bekämpfen gelernt haben. Wir sehen Rücksichtslosigkeit, Korruption und Uneinsichtigkeit, die uns begegnen werden. Wir sehen, dies mag besonders die humanistisch Denkenden berühren, die zunehmende Herrschaft des Apparates, der Technologie und der Technokratie, der gegenüber der einzelne machtlos und einflußlos erscheint. Wir fürchten uns und zittern vor den politischen

und kriegerischen Bomben, Gasen und Bakterien, die unser aller Überleben nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen lassen. Wir erkennen offenen Auges, aber mit gebundenen Händen auf überwiegenden Gebieten dieser Erde das Elend des Lebens und tausendfachen gewaltsamen Tod. Wir wissen entgegen Goethe, daß es zu Hause nicht beim alten bleiben kann, wenn sie sich draußen die Köpfe spalten.

Wir glauben mit Ihnen, Herr Bundeskanzler, an die Zukunft, wie auch immer sie sein mag. Es bleibt uns ja nichts anderes übrig. Und wir zeigen auch Leistungsbereitschaft. Aber wir, die wir heute die Schule verlassen, stehen vor der Wahl, wofür wir diese Leistung vorrangig einsetzen sollen: Für eine die Zukunft vielleicht garantierende Berufsausbildung? Oder für ein möglichst geräuschloses Ableben unserer noch verbleibenden 50 Jahre in einer brodelnden Welt? Oder für einen aufreibenden, möglicherweise das eigene Ich zerstörenden Kampf gegen einiges von dem, was wir kraft eigener Erkenntnis für bedrohlich, vernichtend, unmenschlich und ungerecht halten?

Die großen Humanisten, die geistigen Väter unserer Schule, würden unter der Auswahl dieser Alternativen nicht gezögert haben. Aber gerade die gegenwärtige Konstellation unserer Gesellschaft, in der sich nach Soziologenmeinung neokonservative Intelligenz und fundamentaler, rationalitätskritischer Pessimismus und Nihilismus polarisieren und in der beide Richtungen über irrationale Strömungen und über soziologische und technologische Hindernisse nicht hinwegkommen, läßt Zweifel darüber, ob die Jugend den beschwerlichen Weg der Auseinandersetzung gehen will. Haben vor 20 Jahren die Studenten und alsbald die gesamte Jugend noch neue Maßstäbe gefunden, so scheint doch – wie auch wieder die Soziologen festgestellt haben – sich nun seit wenigen Jahren eine Inaktivität, Trägheit und Gleichgültigkeit der Jugend zu verallgemeinern, die gewiß auch in offenkundiger Hoffnungslosigkeit begründet ist. Die Aktivitäten der Jungend sind – von Einzelaktionen und Demonstrationen abgesehen – im öffentlichen Leben nicht mehr von Bedeutung und erschöpfen sich auf dem Privatsektor. Auch für unsere Schule ist dies leider in den letzten Jahren zu vermerken. Wir selbst sind schuld daran, und wir müssen dies beklagen, wenn wir bedenken, welche Möglichkeiten gerade die Jugend – ein Viertel der Bevölkerung – in diesem noch immer freien Lande hätte: Möglichkeiten, sich der Manipulation zu entziehen; Möglichkeiten, den erkannten Mißständen entgegenzuwirken; Möglichkeiten, die für die Jugend wahrhaft fundamentalen Anliegen an maßgebender Stelle vorzubringen und sie auch durchzusetzen; Möglichkeiten, im übernationalen Zusammenwirken einen zunächst bescheidenen, aber vielleicht verstärkenden Einfluß zu nehmen auf die diese Welt und ihre Menschen bedrohenden Fakten. Daß sich statt dessen eine Resignation ausbreitet und das Interesse für die Zukunft des einzelnen wieder in den Vordergrund zu treten scheint, mag nicht mit der Entschuldigung abgetan werden, daß wir ja doch nichts erreichen können und daß man auch aus gesichertem kleinen Hause heraus Einfluß ausüben kann. Diese Ausrede hat schon vor 50 Jahren nicht gewirkt und böse Folgen gehabt. Wenn wir meinen, Fehler erkannt zu haben, dürfen wir uns nicht scheuen, ihnen entgegenzuwirken, selbst wenn wir noch keinen Ausweg wissen.

An dieser Stelle komme ich zurück auf die schon erwähnte Verantwortung, die uns durch den hoffentlich auf Dauer erfolgreichen Besuch dieser Schule

auferlegt ist. Die Wege der Erkenntnis sind uns mehr als anderen Gleichaltrigen eröffnet. Wir haben hier das Rüstzeug erhalten, vielleicht auch die Wege aus dem lebensbedrohenden Irrgarten heraus zu finden, zumindest aber nach ihnen zu suchen. Daß uns Abiturienten und Schülern des Christianeums diese Möglichkeiten stets bewußt bleiben, daß wir sie zu unserem eigenen und zu aller Wohl unermüdlich und unter Rückstellung persönlicher Interessen einsetzen, daß wir damit vor uns selbst der Verpflichtung gerecht werden, die uns unsere bisherige Ausbildung aufbürdet, dies wünsche ich meinen Mitschülern und mir, und dies den nachfolgenden Jahrgängen vermitteln zu können, wünsche ich meiner Schule, dem Christianeum.

ANSPRACHE DES ABITURIENTEN NILS METZLER

Ruhe bitte!
Ich verlese jetzt eine Ankündigung des Hamburger Schulsenators:
„An alle Schulleiter!

Gemäß eines Beschlusses der Kultusministerkonferenz vom 16. Juni 86 wird auch an Hamburger Schulen ab dem 1. Juli 86 die Hälfte aller Unterrichtsstunden in Latein gehalten werden.
Die Nachschulung von Lehrern, die des Lateinischen noch nicht ausreichend mächtig sind, übernimmt die Schulbehörde.
Die Bewertung der Schüler erfolgt wie bisher nach der im Unterricht erbrachten Leistung. Mit freundlichem Gruß
Joist Grolle, Schulsenator."

Sie lachen? Ist das Ausdruck Ihrer Zustimmung?

Haben Sie sich überlegt, daß Ihr Sohn, der in Geschichte eigentlich nicht schlecht ist, es jetzt aufgrund seiner schwachen Latein-Zensur werden wird? Oder daß Ihre Tochter, die dem Mathe-Unterricht inhaltlich nur mit regelmäßiger Nachhilfe folgen kann, jetzt schon formal ausgestiegen wird?

Unsere, der Schüler, Wut über diesen Beschluß können Sie sich also vorstellen; und wir haben dementsprechend sofort gehandelt: 15000 Hamburger Schüler brechen auf zu einem Marsch durch die Hansestadt. Die Stimmung ist explosiv. Als vor dem Altonaer Rathaus mehrere Mannschaftswagen mit bewaffneten Polizisten auftauchen, fliegen die ersten Steine. Der Einsatzleiter gibt daraufhin seinen Leuten den Befehl, scharf zu schießen.

Wir haben 32 Freunden, die im Kugelhagel der Polizei starben, gestern morgen auf dem Flottbeker Friedhof das letzte Geleit gegeben.

Sie sagen, daß sei nicht wahr, so etwas könne niemals geschehen? Es ist geschehen – allerdings nicht vor vier Tagen, sondern vor 10 Jahren; und auch nicht im Villen-Vorort von Hamburg, in Othmarschen, sondern in der Schwarzen-Vorstadt von Johannesburg, in Soweto. Aber Sie hatten schon recht mit Ihren ungläubigen Gesichtern gerade eben. Wir alle haben doch das Gefühl, so etwas könne bei uns nicht mehr geschehen! Woher kommt dieses Gefühl, das fast schon eine Sicherheit ist? Es wird das Ziel dieser Rede sein, einer Antwort auf diese Frage näherzukommen.

Schülerprotest dort in Südafrika und hier in Hamburg. Warum sträubt sich unser Bewußtsein gegen die Vorstellung, ein 16. Juni könne sich in diesen Stra-

ßen, gewissermaßen vor unserer Haustür, abspielen? Ist es unser Vertrauen darauf, daß sich unsere Polizei immer korrekt und gewaltfrei verhält und auch keine Schußwaffen einsetzt? Oder gehen wir davon aus, daß sich unsere Demonstranten immer friedlich und gewaltfrei benehmen, bewegt durch die Friedensdiskussion und vielleicht sogar im Bewußtstein von 200 Jahren Aufklärung? Oder ist es am Ende so, daß wir gar keinen Grund zum Protest haben? Die meisten von uns, gerade hier in den Elbvororten, sind doch materiell nicht nur gesättigt, sondern zwei- und drei- und vierfach übersättigt, die Selbstverständlichkeit, mit der schon in den unteren Klassen Stereo-Türme, Walkmen, Rennräder, Lacoste-Hemden und Boss-Hosen besessen werden, ist nur ein besonders krasser Ausdruck von Anspruchslosigkeit durch Vielbesitz.

Wenn sich also Deutschland allgemein und Jugendliche in den Elbvororten im besonderen in jedem der obengenannten Punkte (zu) sicher fühlen – ist das wirklich, wie Esther Bonin vor einem Jahr an gleicher Stelle beklagt hat, der Grund dafür, daß sie sich immer weniger politisch engagieren und uns deshalb Vorgänge wie der 16. Juni von Soweto auf unseren Straßen undenkbar erscheinen?

Ich denke, die Analyse muß einen Schritt weiter, über das bloße Erkennen von Tatsachen und Sachzusammenhängen hinausgehen. Und dabei können uns die protestierenden Schüler von Soweto eine wertvolle Hilfe sein: Denn sie haben gegen mehr protestiert als dagegen, in Afrikaans, einer Fremdsprache für sie, unterrichtet zu werden. Afrikaans ist nämlich die Muttersprache der burischen weißen Einwohner Südafrikas. Insofern ist der Protest gegen Afrikaans im Unterricht ganz allgemein zu verstehen als Abgrenzung der eigenen Kultur gegen die der politisch Herrschenden und als Auflehnung gegen den Versuch, diese weiße Kultur den unterdrückten Schwarzen aufzuzwingen.

Allgemein läßt sich sagen:

Politisches Engagement von Schülern entsteht aus Unzufriedenheit, und es bedeutet immer auch die Ablehnung bestehender Herrschaftsverhältnisse.

Umgekehrt kann man folgern, daß nicht vorhandener politischer Einsatz als generelle Zustimmung zu Machtstrukturen des gegenwärtigen Herrschaftssystems zu werten ist.

Ich muß wohl einfügen, daß Herrschaft hier zu verstehen ist im weitesten Sinne: Sie schließt ein den Einfluß, den der Lehrer auf seine Schüler hat; die Macht, die Schulleitung und Behörde auf Lehrer ausüben, und natürlich auch die Herrschaft der Regierenden über das ganze Volk.

Grundsätzlich wird niemand bestreiten können, daß das politische Engagement der Christianeer mehr und mehr abnimmt.

So liegt z. B. die letzte heiße parteipolitische Diskussion, die ich im Schülerrat, das ist die Versammlung aller Klassensprecher, erlebt habe, sicher schon über drei Jahre zurück; und die Schulkonferenz, einmal eingerichtet als oberstes Kontrollgremium für die Schulleitung und außer dieser bestehend aus Schülern, Lehrern und Eltern, tagt nur noch in immer größer werdenden unregelmäßigen Abständen – eine Tatsache, die der Willkür Tür und Tor öffnen wird und wahrscheinlich sogar schon geöffnet hat.

So beklagenswert das ist – noch wichtiger ist für mich die Erkenntnis, daß

– wie vorhin dargelegt – das abnehmende Engagement der Schüler, besonders an dieser Schule, notwendigerweise als Zustimmung zu diesem System und seinen Herrschaftsstrukturen auszulegen ist.

Nun ist diese Feststellung an sich natürlich noch nicht unbedingt negativ – die Tatsache, daß ich hier stehen und Sie mit solchen Überlegungen konfrontieren darf, ohne befürchten zu müssen, morgen früh von der Sicherheitspolizei abgeholt und ohne Gerichtsbeschluß eventuell wochenlang inhaftiert zu werden (ein in Südafria alltägliches Vorgehen der Staatsmacht) – diese Tatsache ist sicher kaum hoch genug zu schätzen.

Aber – und hier können wir, Humanisten, 13 Jahre Schulbesuch (mindestens!), mit grandioser Tradition des abendländischen Liberalismus wenn nicht im Bewußtsein so doch wenigstens in der Schultasche, von den einfachen Arbeiterkindern aus Soweto noch etwas lernen – die Zustimmung ist bei uns keine bewußte, sie ist mehr oder weniger zufällig, ungewollt.

Die schwarzen Schüler von Soweto waren sich der Ungerechtigkeit ihrer Lage voll bewußt. Unrecht, Willkür und brutale Machtausübung durch die Polizei waren für sie auf den Straßen täglich erfahrbare Wirklichkeit. Ihre Auflehnung dagegen war also notwendigerweise bewußt, sie war gewollt.

Anders wir: Wir unterstützen unser Herrschaftssystem (mindestens zum größeren Teil) aus Unwissenheit. In unserer Wirklichkeit erfahren wir seine positiven Seiten; das Wissen, das es uns anlernt, ist meist ein Wissen um die Fakten dieser Wirklichkeit, nicht um ihre Widersprüche.

Doch gerade dafür müssen wir uns schämen, denn eigentlich haben wir – nicht nur, aber besonders in der Schulzeit – optimale Vorraussetzungen, Freiheit, geistiges Training und nicht zuletzt materielle Sicherheit, diese Widersprüche zu entdecken und sie durch Widerstand und Druck auf die bestehende Ordnung zu beheben.

Ich fordere deshalb von uns allen:

Nutzen wir diese Chancen, sonst werden eines Tages wir diejenigen sein, die – und das ist besonders schlimm – durch ihre Unwissenheit ein anachronistisches System stützen, das sich nur noch mit Hilfe von Gewalt und immer mehr Gewalt gegen die Kraft einer bewußten Bevölkerung an der Macht hält!

Danke schön!

GRUSSWORTE DES „GOLDENEN" JUBILÄUMSABITURIENTEN RUDOLF STRUENSEE

Pastor i. R., 70 Jahre alt

Liebe Gäste und Freunde des Christianeums, liebe Christianeer,
der Abiturientenjahrgang des Jahres 1936, für den ich hier sprechen darf, hat im ältesten Schulgebäude in Altona an der Hohenschulstraße mit der Jahreszahl 1738 fast ungestört arbeiten können; der damalige Direktor Dr. Vowinkel hat es versucht, aus der Schule ein humanistisches Gymnasium zu gestalten, in dem die „alten Sprachen" mit Deutsch im Mittelpunkt standen; das Denken und Handeln wurde von der Mittelstufe an durch den deutschen Idealismus bestimmt.

Unser Abitur machten wir nicht mehr im alten Gymnasium, sondern im März 1936 im neuen Gebäude an der Behringstraße, das später dem Bau des neuen Elbtunnels weichen mußte.

Ich will Ihnen in der Form eines Kaleidoskops so etwas wie ein Mosaik meiner Erinnerungen versuchen aufzuzeigen – schließlich liegen 50 Jahre dazwischen!

Bild 1: 1926. In unserer Sexta 46 Schüler, Gaslicht in den Klassenräumen, in der „Großen Pause" die Möglichkeit, im gegenüberliegenden Milchgeschäft Rathjen Milch und Kakao zu bekommen, was später im Turnhallengebäude am Ausgang geschah.

Bild 2: Ab Untertertia Werbung für den Schulturnverein „Palaestra": Die jüngsten Turner hießen „Keilfüchse", ab Obertertia „Füchse", ab Untersekunda „Burschen" und ab Unterprima, mit Blick aufs kommende Abitur, „Alte Herren" und Beurlaubung vom Vereinsturnen. Ich habe mehrere Jahre Riegenturnen mitgemacht und sehr gut turnen – Geräteturnen – gelernt, da wir sehr gute Ausbilder hatten.

Bild 3: Als Untertertianer ‹UIIIg› bekamen und behielten wir als Klassenlehrer Herrn Studienrat Karl Wendling, der uns bis ins Abitur hineinführte; dieser Mann aus Ostpreußen war ein außergewöhnlicher Altphilologe und pädagogisch sehr geschickt; Latein und Griechisch bekamen durch seine Arbeitsart mit uns ein ausgezeichnetes Fundament; ich habe dies sehr schnell gemerkt, als ich später auf der Theol. Hochschule in Bethel im Seminar für Neues Testament saß und den griech. Text des Neuen Testaments vor mir liegen hatte: Prof. Dr. Friedrich von Bodelschwingh merkte es sehr schnell, und ich durfte einigen Studenten ohne das Graecum bei ihrer Einarbeitung helfen.

Bild 5: Von Tertia an fuhren wir mit unserem Klassenlehrer in jedem Jahre 3 Wochen nach „Puan Klent"/Sylt; ab HH-Landungsbrücken mit den Dampfern „Cobra", „Kaiser" oder „Königin Luise" über Cuxhaven-Helgoland, Hörnum/Sylt. „Ordnung, Sitte, Tugend, bewahre deutsche Jugend". Unterricht für jede Klasse in vereinbarten Dünentälern. Παιδεύω, Verba auf – μι, unregelm. Verben, im Gleichschritt marschierten wir hintereinander im Kreis und übten laut „ὁράω, ὄψομαι ἑώρακα ὤφδην ὀφδήσομαι", und wir lernten alles tadellos. Fiel die Flut in die Unterrichtszeit, durfte am Strand unter Aufsicht gebadet werden – Unterricht dann nachmittags! Sportlehrer und Deutschlehrer waren dabei.

Bild 6: Von Sexta bis zur Oberprima 1936 trugen wir alle unsere bunten Schülermützen – die in der Palmaille bei Mützenmeister Stolzenburg hergestellt und gekauft wurden.

Auch die Schleeschule ‹Realgymn.› in der Königstraße trug Schülermützen, ebenso die Oberrealschule an der Treskowallee und die Mittelschulen. Es gab stets ein farbenfrohes Bild, wenn wir beim Schulsommerfest in Pinneberg von der alten Schule mit den bunten, ehrwürdigen Schulfahnen und aufgesetzten Schülermützen durch die Königstraße, Bahnhofstraße zum Altonaer Hauptbahnhof marschierten und in einem Sonderzug nach Pinneberg zum „Osterholder Quellental" fuhren. O ja, wir waren damals stolz darauf, daß wir diese Schülermützen tragen durften!

Bild 7a: Leider gab es 1936 erste ernsthafte Störungen im Schulbereich durch die Nazis: Hitlerjungen versuchten, uns auf dem Schulweg unsere Müt-

zen vom Kopf zu reißen; daraufhin gingen wir nur noch in Gruppen durch die Stadt; meine alte Oberprimamütze verbrannte im Hamburg-Altonaer-Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges.

Bild 7 b: Abiturzulassung nur dann, wenn wir uns zum „RAD" meldeten! In diesem Jahre 1936 verloren wir aus unserer elfköpfigen Abiturientenklasse, der OIg, zwei jüdische Mitschüler durch die Nazis: Karl Jaffé, einen Arztsohn, und Georg Philipp, Sohn eines Juristen. Beide waren hochbegabt, sehr hilfsbereite, verständnisvolle Menschen – *wir* waren sehr erschrocken und verstanden zuerst gar nichts; auf unsere vorsichtigen Fragen an unseren geliebten Klassenlehr StR Wendling hörten wir nur: „. . . verhaftet ohne Grund – mal eben so" . . . *wir* sollten uns da „raushalten".
Gerne würde ich Sie alle hier heute fragen, *ob* diese beiden wohl noch leben? Schließlich bin ich selbst anerkannter K.Z.-Häftling von 1946–1950 gewesen.

Bild 8: Zum Schluß von unserem Abiturabschlußtag am 11. 3. 1936:
Es war ein schöner Brauch, daß die Unterprima für die Abiturienten ein kleines, kräftiges Frühstück bereitstellte, „belegte Brötchen, Bohnenkaffee usw." Das gab es während einer Kurzpause im Abi. – Wir 11 jungen Menschen schafften alle unser Abitur!

Schluß: Ich möchte Ihnen allen einen kleinen Vers mit auf Ihre Lebenswege geben:

Gottes sind Wogen und Wind –
Segel aber und Steuer,
daß Ihr das Ufer gewinnt,
sind Euer!

Ich danke Ihnen herzlich!

ABITURIENTEN 1986

Amthor, Sibyll
Augstein, Jakob

Barthe, Dorothee
Berg, Anja
Bewermeier, Pascale
Börner, Hildegart
Börner, Michael
Breymann, Christoph
Brückner, Christine
Bruhns, Sönke

Chandra, Arun
Collien, Thomas

Damassiotis, Beatriz
Dennert, Roland
Diercks, Saskia
Dörge, Anke
Dropmann, Ina

Eberhard, Sven
Ehlenbröker, Friederun
Erler, Juliane

Fahr, Friederike
Felst, Katharina
Främcke, Friederike
Freilinger, Christiane

Gerstenberg, Judith
Giehring, Götz
Gündisch, Britta
Gutbrod, Ulrike

Hahn, Peter
Hahn, Thomas
Hansen, Britta
Heidecker, Michael
Heinz, Birte
Höfle, Maren

Hoffmeister, Petra

Jäckel, Christian
Jansen, Kathrin
Jens, Aenne

Kamp, Maike
von Keudell, Annette
Khammash, Isa
Korsmeier, Kors
Kron, Anja
Krumm, Jörg
Kühne, Olaf
Kuhlmann, Frank
Kundu, Swarupa
Kusurelis, Jürgen

Ley, Alexander
Löffler, Daniel
Lönnecke, Julia

Meixner, Stephanie
Mergenhagen, Thomas
Metzler, Nils
Meyer, Maxi
Meyer-Potot, Friederike
Meyer-Sievers, Jan
Michaelsen, Kirsten
Möller, Einar
Möller, Rainer
Mohr, Nicolas
Müller, Bettina

Näfke, Stefanie
Nendel, Claas
Nicolaysen, Nele
Nissen, Marit
von Nostitz, Sophie
Nowack, Natalie

Paehge, Thorsten
Perrey, Astrid
Philippi, Julia
Plaß, Christoph
Pogoda, Pia
Pressmar, Hendrik
Puls, Stefani

Rabe, Andreas

Rauch, Christian
von Rauch, Johanna
Reichert, Anja
Rögner, Svenja
Rose, Kaja
Rüsch, Anja
Rusch, Sabine

Saucke, Ulrich
Scheibe, Frankziska
Schindler, Christian
Schmidt, Ursula
Schmidt-Parzefall, Tillmann
Schneider, Derk
Schneider, Katrein
Schnetzer, Karsten
Schoen, Mark
Schroeder, Thomas
Schulz, Martin
Siemssen, Elmar
Sievers, Jacques-André
Sievers, Frauke
Skartsaris, Joannis
Steffen, Daniela
Steffens, Sebastian
Stegmann, Volker
Stichling, Anneke

Thiele, Stefanie
Tiemann, Christian
Treu, Hagen
Trippner, Michael

Ullisch, Beate

Weiss, Claudia
Wieber, Richard
Wiermann, Stephanie
Will, Stephan
Windels, Hartmut
Winkel, Natascha
Winkelmann, Friederike
von Winterfeld, Manuela
Wolff, Johann Philipp
Wulf, Philip
Zielcke, Stephen
Zippel, Carl-Detlev

THEATER AM CHRISTIANEUM

DIE VÖGEL

Das totale Schülertheater

Im Herbst 1984 machte Herr Becker seinem neuen Griechisch-Leistungskurs, der die bislang unerreichte Stärke von 21 Schülern aufzuweisen hatte, den Vorschlag, eine antike Komödie neu zu übersetzen und mit den zahlreichen Kursteilnehmern anschließend in der Schule aufzuführen, um sowohl uns Schülern einen erlebnisreichen Einblick in die griechische Theaterwelt zu vermitteln als auch etwas Öffentlichkeitsarbeit für das Fach Griechisch zu betreiben und zu beweisen, wie lebendig die Inhalte dieser „toten" Sprache doch sein können. Unser Kurs versprach sich eine interessante Auflockerung des Unterrichts und stimmte dem Projekt zu, so daß Herr Becker „Die Vögel", eine 414 v. Chr. in Athen uraufgeführte Komödie von Aristophanes, auswählte und Kontakt zu Herrn Petrlik aufnahm, unter dessen Regie wir das Stück aufzuführen planten. Alle zwei Wochen kam Herr Petrlik, der sich schon länger mit den „Vögeln" auseinandergesetzt hatte und eine Fülle von Einfällen mitbrachte, in unseren Griechischkurs, um einzelne Szenen mit verteilten Rollen lesen zu lassen und seine Ideen zur Interpretation und Inszenierung darzulegen, während wir in den meisten übrigen Stunden neben einigen Exkursen ins Reich der Metrik das Stück von vorne bis hinten durchübersetzten und unsere Ergebnisse mit den im Buchhandel erhältlichen Übersetzungen verglichen. Hierbei stellte sich schon bald heraus, daß eine unbearbeitete Aufführung des überlieferten Aristophanes-Textes unmöglich sei: insgesamt viel zu lang, voller heutzutage unverständlicher Anspielungen und satirischer Attacken auf Personen und Ereignisse antiker attischer Tagespolitik, ebenso voller unübersetzbarer Wortspiele, dies alles in plumpem oder gestelztem Philologendeutsch – so wirkte der Text eher abschreckend, das Stück unverständlich und verstaubt.

Dabei ist der Handlungsstrang zeitlos aktuell: Diese zwei Athener Aussteiger, die vor den Übeln der Zivilisation ins paradiesische Vogelreich fliehen, verkörpern eine völlig moderne Friedenssehnsucht; die Vögel, diese seligen, naiv-naturverbundenen Blumenkinder, stellen das ewig manipulierbare, kurzsichtige Volk dar, das sich immer vom rhetorischen Redefluß einer Person wie Refreund einwickeln und zum Kampf um die Universalherrschaft verführen läßt, die im Endeffekt nur dem Führer zu Lasten des Volkes zuteil wird. Aristophanes entlarvt die Schwachstellen der Demokratie, wenn in der paritätisch zusammengesetzten Götterdelegation der einzig vernünftige Gott Poseidon vom verfressenen Herakles und dem schwachsinnigen Barbarengott Triballos mehrheitlich überstimmt wird; darüber hinaus wimmelt es in dem Stück von Details wie Mauerbau, Luftangriff, Luftraumverletzung und -blokkade, die vor fast zweieinhalb Jahrtausenden in spielerischer Phantasie erdichtet wurden und heute zu massiven Realitäten geworden sind.

Die politische Machtergreifungsparabel tritt aber zurück vor dem Gesamtkunstwerk; denn die Komödie von Aristophanes vereinigt in sich die unterschiedlichen Theatergattungen und ist zugleich phantastische Operette, spöttisches Kabarett, tragisches Lehrstück, originelles Ballett, ein buntes Gemisch

Foto: Ian Zilberkweit

von tiefer Lyrik und flachen Kalauern, ein Wechselbad von Handlung und Kontemplation, das wirklich jedem antiken Zuschauer während der etwa vierstündigen Aufführung gerecht wurde und gefallen mußte.

Aber während der langwierigen Übersetzungsarbeiten, die von aufreibenden kontroversen Auseinandersetzungen um die Streichung von entbehrlichem Textmaterial begleitet waren, der ebenso einzelne Gags und Wortspiele wie auch ganze Auftritte zum Opfer fallen mußten, gingen bei vielen Kursteilnehmern das Engagement und der Glaube an eine eigene Aufführung der Komödie allmählich verloren. Inzwischen hatte Herr Petrlik in einem Anschlag am Schwarzen Brett unter der gesamten Schülerschaft um Akteure für ein mit viel Arbeit verbundenes Theaterexperiment namens „Die Vögel" geworben und die Interessenten zur Eintragung in eine Liste aufgefordert, die nach zwei Wochen des Aushangs immer noch jungfräulich weiß blieb, was Herr Petrlik als „Ohrfeige" von seiten der desinteressierten Schülerschaft auffaßte und ihn dazu veranlaßte, das offensichtlich hoffnungslose Projekt aufzugeben, da sich seine Ideen nicht mit der Belegschaft unseres Griechischkurses allein verwirklichen ließen. Herr Becker resignierte, und der Mehrheit des Kurses war es ohnehin egal, man hatte diesen endlosen Aristophanes sowieso satt.

Nun übernahm es eine kleine Schülergruppe, die sich bisher intensiver als die Mehrheit mit dem Stück auseinandergesetzt und schon einige eigene Ideen entwickelt hatte (Christine hatte den Schlußchor bereits vertont), das offiziell zu Grabe getragene Theaterstück auf eigene Faust und rein privat doch noch zur Aufführung zu bringen. Diese paar Enthusiasten trafen sich von nun an abends, um in gemütlicher Runde aus den verschiedenen vorliegenden Übersetzungen einen aufführbaren Text zusammenzubasteln: Wir konstruierten fünfhebige Jamben, für deren „männliche" Endung Kors tapfer kämpfte, wir suchten stundenlang nach zeitgemäßen Formulierungen und strichen die mei-

sten lyrisch-kontemplativen Chorszenen weg, während andere Chorpassagen im griechischen Originaltext belassen blieben und Julia als hervorragende Gastgeberin hervortrat. Zeitbezogene Anspielungen und viele Wortspiele galt es, weil sie unübersetzbar waren, in moderner Weise nachzudichten. So wurde statt auf antike Prominenzen auf die Herren Flick, Vogel und Strauß sowie Erich von Däniken angespielt, und viele Figuren der Handlung wurden in die heutige Welt übertragen: Der „ungeratene Sohn" ist heute ein ordinärer Pauker, der Mathematiker Meton entspricht unserem Herrn Henning, ein „Dithyrambendichter" heißt heute Liedermacher und Popstar und muß sich entsprechend gebärden . . . Und schon kamen uns die Ideen zur Inszenierung und zur Besetzung der Rollen, wobei wir uns schnell einig waren, daß die unsterblichen Götter von Lehrern dargestellt werden müßten, einerseits aus dramaturgischen Gründen, um olympische und profane Welt in sichtbarer Weise voneinander abzuheben, und andererseits, um eine publikumswirksame Attraktion zu bieten.

Es wurde auch die Vertonung der Chorlieder angeregt und von Christine, Svenja und mir eifrig betrieben. Erste Entwürfe kamen bereits zu Gehör, neue Ideen wurden entwickelt, und zum Ende des Jahres 1985 hatte unser kleiner kreativer Kreis das Textbuch fertiggestellt und die voraussichtlichen Akteure festgelegt. Anfang 1986 begann das „totale Schülertheater" mit ersten Leseproben und improvisiertem Spielen in der Aula.

Diese ersten Proben wirkten recht kümmerlich, und mit der Auflage, uns die Texte anzueignen und uns Gedanken zur Gestaltung der eigenen Rolle zu machen, entließen wir einander in die Abiturvorbereitungszeit. Die wesentliche Probezeit begann in der letzten Frühjahrsferienwoche, wobei die Schwachstellen eines reinen Schülerprojektes klar zutage traten. Das Hauptproblem sollte bis zuletzt darin bestehen, die ewig abgeschlossene Aula überhaupt zum geplanten Zeitpunkt zu betreten; und wenn uns nach langem Suchen und Betteln endlich jemand die Aula aufschloß, so geschah es meistens mit Mißtrauen („Wer ist denn euer Lehrer?" oder „Nix kaputtmachen!"). Zweitens war die Probendisziplin zunächst miserabel, weil sich die Einsicht, daß man eine Rolle auswendig lernen müsse, um sie spielen zu können, bei einigen nur sehr mühsam durchsetzte, sofern sie überhaupt regelmäßig zu kommen imstande waren. So bewirkte das Fehlen eines vom Stundenplan festgesetzen Termins eine gleitende Probenzeit für diejenigen, die kurz kamen, sich abfertigen ließen und wieder gingen, während andere stundenlang umsonst warteten; und in unserem formal gleichberechtigten Team, dessen Arbeit auf Freiwilligkeit beruhte, entstand eine angespannte Atmosphäre zwischen Anarchie und Tyrannei. Natürlich gab es auch erfreuliche kleine Fortschritte und gute neue Ideen, obgleich unser Projekt zunehmend mit dem Bühnengiganten „West Side Story" kollidierte und verständnislose Mitschüler unserem wirren Treiben mit Befremden zusahen.

Inzwischen hatten wir auch genügend Gesangstalente aus dem A-Chor für den Chor der Vögel zusammenbekommen, der die nicht immer ganz einfachen vierstimmigen Gesänge erlernen mußte, während Hilli den unbequemen Flötenpart übernahm und meisterte.

Unsere Probenmethode bestand immer aus quasi-improvisatorischem Durchspielen einzelner Aufritte, an denen Bewährtes beibehalten und Neues

spielerisch erprobt wurde, wobei keine einzige Idee irgendwo schriftlich fixiert wurde. Übrigens kann ich mich keiner einzigen Probe entsinnen, bei der alle Beteiligten gleichzeitig anwesend gewesen wären.

Im Mai verbrachten die Hauptakteure drei Probentage in Svenjas Wochenendhaus, dessen Garten sich hervorragend als Freilichtbühne eignet, um den Rohbau des Stückes fertigzustellen, die Beleuchtung festzulegen und die letzten, erst wenige Wochen alten Chorlieder einzustudieren. Svenja und Beatriz entwarfen die phantasievollen Kostüme, und zwei unserer göttlichen Gaststars – Herr Andersen und Frau Baumann – beehrten uns mit ihrem Besuch und befanden das Stück abschließend für würdig, anläßlich der Abiturentlassungsfeier aufgeführt zu werden.

Während der umfangreichen Arbeiten erwiesen sich sonst ganz brave und stille Mitschülerinnen und Mitschüler als große Begabungen schauspielerischer, musikalischer und künstlerischer Art: Es offenbarten sich lauter latente Talente.

Nach dem mündlichen Abitur setzte schließlich der Endspurt ein: Die letzte Woche vor der Aufführung verbrachten wir unter Aufbietung allen persönlichen Einsatzes mit fieberhaftem, ununterbrochenem Proben in der Aula und bemühten uns nach Kräften, aus dem Chaos ein Kunstwerk zu gestalten, mittlerweile unterstützt vom agierenden Chor sowie unseren Beleuchtern und Instrumentalisten.

Trotz des lobenswerten Engagements aller Beteiligten gelang es uns nicht, vor der Premiere einen ununterbrochenen Gesamtdurchlauf des Stückes durchzuführen. Das Bühnenbild wurde erst am Nachmittag vor der Aufführung fertiggestellt, Kors litt an Heiserkeit infolge einer Erkältung, und während ich von Lampenfieber heimgesucht wurde, rief Christoph drei Stunden vor der Premiere an und meldete, er sei von Fieber und Grippe geplagt und wünsche infolgedessen an der Aufführung nicht teilzunehmen, was den Ausfall von zwei Rollen bedeutet hätte und ihm gründlich ausgeredet werden mußte. Hektik hinter der Bühne, letztes panisches Suchen nach Requisiten, und dann begann das Theatererlebnis, ein unerwarteter Erfolg, der alle Mühen und alle Kreativität reichlich belohnte, und für dessen Zustandekommen ich an dieser Stelle noch einmal allen Beteiligten herzlich danken möchte. Die Arbeit an den „Vögeln" hat mich lebenslänglich geprägt und stellte für unsere motivierte Theatergruppe den krönenden Abschluß ihrer Schulzeit dar. Es bleibt zu hoffen, daß unser Beispiel künftig Nachahmung findet . . .

Tillmann Schmidt-Parzefall

PS: Das „Vögel"-Buch, eine Sammlung von Text-, Noten- und Bildmaterial, ist erschienen und im SV-Raum für DM 10,– erhältlich.

Die folgende Kritik (eine von vielen), die anläßlich einer Aufführung unserer Schule in Cuxhavens „Kugelbake-Halle“ entstand, entnahmen wir den „Cuxhavener Nachrichten“ vom 18. Sept. 1986.

SCHULTHEATERGRUPPE AUS HAMBURG GLÄNZTE MIT DER „WEST SIDE STORY“

Publikum in der Kugelbake-Halle spendete begeistert Beifall
Gute gesangliche Leistungen

Rhythmisches Klatschen der 600 Zuschauer belohnte am Dienstag in der Kugelbake-Halle die etwa 30 Darsteller und 60 Musiker des Hamburger Christianeums nach der Aufführung der 1957 uraufgeführten „West Side Story“. Die ausgezeichnete Darbietung der Schüler war erstaunlich, handelte es sich hier doch um ein lupenreines Amateurtheater: Das Christianeum ist ein „ganz normales“ altsprachliches Gymnasium.

Das Musical wird aufgrund der bekannten Musik von Leonard Bernstein immer wieder aufgeführt. Die Handlung ist bekannt: Zwei Gangs, die „Jets“ und die „Sharks“, kämpfen im Ney York der 50er Jahre um die Vormachtstellung in ihrem Bezirk. Während die „Jets“ zwar Kinder von Einwanderern, jedoch selbst gebürtige Amerikaner sind, sind die „Sharks“ puertoricanische Einwanderer. Die Rivalität der Straßenbanden äußert sich in Gewalt. Die Kluft zwischen den Völkergruppen wollen Tony und Maria, das moderne „Romeo-und-Julia-Paar“, durch ihre Liebe überwinden und die Banden bewegen, ihren Streit zu begraben – doch sie scheitern.

Die Inszenierung der Hamburger Schule beginnt auf der Straße, wo die Jets eine Zusammenkunft haben: Gemeinsam beschwören sie in ihrem Song – alle in Jeans gekleidet, ein Zeichen, daß sie sich bereits an die amerikanische Lebensart angepaßt haben – ihr Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie vermissen jedoch schon seit längerer Zeit Tony (Götz Bühler), den Freund ihres Anführers Riff (Marcel Martin). Tony hat sich von ihnen abgesondert und arbeitet jetzt in „Doc's Drugstore“.

Riff besucht Tony und bewegt ihn, abends mit zum Tanz in den Jugendclub zu kommen. Tony sieht im Gehabe der Straßengangs keinen Sinn mehr, läßt sich aber schließlich überreden. Bei den Puertoricanern läßt Maria (Nina Nowack), Schwester des „Sharks“-Anführers Bernardo (Nico Siemssen), sich von Anita (Marit Nissen) ein Kleid für den ersten Tanz anfertigen.

Dort sehen sich Tony und Maria und verlieben sich ineinander. Beim anschließenden Song „Could be“ stellte Götz Bühler dann sein beeindruckendes Können unter Beweis. Auch der von ihm solo vorgetragene Song „Maria“ stellte einen Genuß für das junge Publikum dar. Bei den von Götz Bühler vorgetragenen Liedern waren die Texte gut zu verstehen, was bei den anderen Sängern leider oftmals nicht der Fall war: Sie wurden vom Orchester übertönt.

Ein Leckerbissen war auch das Spottlied „Gee, Officer Krupke“. Hervorzuheben war hier die darstellerische Leistung der „Jets“-Schauspieler. Auch wußten sie vom Gesang her zu überzeugen.

Bei den Mädchen gefiel vor allem die Darstellerin der Anita: Ihr gelang es

Foto: Ian Zilberkweit

gut, den puertoricanischen Stolz zur Schau zu stellen. Im Song „America" lieferte sie sich mit einem anderen Mädchen aus Puerto Rico ein gesangliches Duell um die Vorzüge und Nachteile des Lebens in den Vereinigten Staaten. Nina Nowack paßte vom Äußeren gut in die Rolle der Maria, glänzte jedoch im Gesang nicht so wie Anita, die Freundin Bernardos.

Die Tanzszenen kamen gut an, obwohl vor allem die Mädchen oft noch etwas eckig wirkten. Dieses kann man jedoch auf das Alter der Schüler zurückführen: 12 bis 18 Jahre alt sind die Mitglieder von Theatergruppe und Orchester. Die „Massen-Tanz-Szenen" erzielten ohnehin tolle Effekte.

Das Ende des Musicals hat die Theatergruppe verändert: Während sich in der Originalfassung beide Gangs nach Tonys Tod versöhnen, sucht Maria in der Hamburger Inszenierung die Schuld bei den Gangs und sich selbst. Es gibt kein „Happy-End", um zu verdeutlichen, daß sich die Rivalität verschiedener Jungendgruppen bis heute nicht abgebaut hat.

Während die Jugendlichen im Musical voll überzeugten, blieben die Erwachsenenrollen recht blaß: Der Polizist Shrank wirkte mit Trench, Hut und Glimmstengel wie ein „Columbo"-Verschnitt, „Doc" bemühte sich vergebens, seinen norddeutschen Slang zu verbergen. Überzeichnet wirkte der schwule Jugendclubleiter „Gladhand".

Der musikalische Leiter, Werner Achs, hat die gesamte Musik schülergerecht umgeschrieben. Die Jugendlichen spielten im Big-Band-Stil, Achs hat die Musik „verjazzt". Wie Werner Achs erklärte, durfte jeder interessierte Schüler am Musical teilnehmen. Die Leitung stand nicht im Vordergrund, sondern der Spaß. Dank intensiver Proben kam schließlich eine hochwertige Aufführung zustande. Im Herbst letzten Jahres hatten die Proben begonnen. Während der Ferien verbrachten die Teilnehmer sogar ganze Tage in der Schule.

mr

49. INTERNATIONALER P.E.N.-KONGRESS

Literaten aus aller Welt gaben sich im Juni 1986 in Hamburg ein Stelldichein. Unter dem Motto ‚Literatur an allen Ecken und Enden' stellten Autoren sich und ihre Werke einem breitem Publikum zur Diskussion. Dieses Angebot griffen zahlreiche Hamburger Schulen begeistert auf. Auch das Christaneum wollte diese einmalige Chance nicht ungenutzt lassen und freute sich auf bekannte und weniger bekannte, auf streitbare und versöhnliche Stimmen der internationalen Literaturszene.

Mit großer Spannung wurde Hermann Kant, Präsident des Schriftstellerverbandes der DDR, erwartet, nicht zuletzt wegen seines besonderen Verhältnisses zum Christianeum. Das liest sich in seinen Erinnerungen folgendermaßen:

„. . . (Mein Vater) hat mich mal, das werde ich nie vergessen, mitgenommen zu einem Gymnasium in Hamburg-Othmarschen. Das war das Christianeum, das gibts heute noch, wo die Kinder von wirklich reichen Leuten zur Schule gingen. Dort hätte ich hingesollt, weil das am nächsten war. Er hat mit mir den Schulschluß abgewartet und gesagt, ich solle man die Kinder angukken. Das waren Kinder aus einer anderen Welt. Die waren anders angezogen, die hatten andere Schuhe an, die hatten andere Schultaschen und wurden abgeholt mit Autos. Und da hat er zu mir gesagt: ‚Paß mal auf, es ist nicht damit getan, daß ich kein Geld bezahlen muß für diese Schule. Aber wir könnten dich nie so anziehen wie die. Wir können dir nie den Zirkelkasten kaufen, den die in der Tasche haben. Auch wenn du nicht sagen mußt, dein Vater ist Straßenfeger, bist du der letzte Dreck in diesem Haus. Du wirst da unglücklich. Wolln wir das nicht lieber seinlassen?' Und da haben wirs seingelassen."

Da die Lesungen der P.E.N.-Autoren vorwiegend an die Schülerinnen und Schüler der Oberstufe gerichtet waren, wir aber gern alle Schüler Literatur erleben lassen wollten, erstellten wir auch ein vielfältiges Programm für die Schüler der Unter- und Mittelstufe. So erweiterten wir das Programm des P.E.N. zu einer Projektwoche ‚Literatur'.

Für die Unterstufe zauberten Hedwig Rost und Jörg Baesecke mit ihrer ‚Kleinsten Bühne der Welt' Theater aus dem Koffer. Märchenmotive, klassische Dramenstoffe und aktuelle Themen wurden amüsant und phantasievoll präsentiert.

„Die Figuren waren einfache Haushaltsgeräte oder Gemüse. So wurde ‚Romeo und Julia' in Kurzform aufgeführt, wobei die beiden Hauptdarsteller Gurken waren und immer, wenn sich einer ermordete, zu Gurkensalat gemacht wurden. Zum Schluß durften wir diesen auch essen." (Stimme aus der 6. Klasse.)

Daneben hatte auch das Theater ‚Von Kleinen – für Kleine' Erfolg. Die Klasse 6a spielte mit selbstgebastelten Puppen eigene Stücke. Andere interessierte Schüler dieser Jahrgangsstufe hatten sich zuvor in Buchhandlungen über Neuerscheinungen informiert und lasen daraus Mitschülern vor.

Der Übersetzer von Roald Dahls ‚Sophiechen und der Riese' erfreute mit diesem köstlichen Kinderbuch die jungen Zuhörer, wenn auch Fragen der Übersetzung den Schülern nicht recht deutlich wurden. Das lag sicher daran,

daß die Kinder noch kein Englisch konnten. Ein entsprechendes Angebot sollte von Oberstufenkursen aufgegriffen werden.

Die Resonanz der Schüler auf diese Veranstaltungen war durchgehend positiv. Die Mischung zwischen Theater und Lesung, zwischen Spielen und Texten war gelungen.

Das Angebot für die Mittelstufe war ungleich schwieriger zusammenzustellen. Leider wurden nur Vorträge und Lesungen angeboten, Möglichkeiten, selbst kreativ zu sein, fehlten, wären aber mit Sicherheit auch von dieser Altersstufe dankbar aufgenommen worden. Gute Resonanz fand nach anfänglicher Skepsis – auch bei Kollegen – das Referat von Holger Güssefeld. Ausführlich und schülergerecht schilderte er die Aktion ‚Peace Bird', für die er hier verantwortlich zeichnet. Er war für die Zuhörer ein überzeugendes Beispiel eines engagierten Schriftstellers, der auch politische Aktionen nicht scheut. Positiv wurde bemerkt, daß Güssefeld die Schüler nicht bedrängte, sich an der Aktion zu beteiligen oder seine Meinung zu übernehmen. Gerade dies kritisierten die Schüler an Margot Schroeder, die im Anschluß an ihre Lesung einer utopischen Geschichte dezidiert parteipolitisch Stellung zu Umweltfragen bezog und damit die Schüler provozierte.

Begeisterte Zustimmung fand dagegen Uwe Wandrey, der anschaulich und lustig über die Gründung der Rotfuchs-Reihe berichtete.

„Seine ‚Erzählung' über die Gründung der Rotfuchs-Reihe glich einem modernen Märchen über den ‚großen, intelligenten Mann, der sich seinen Weg zum Erfolg erst freikämpfen muß'." (Johannes Metzler, 7a)

Norgard Kohlhagens Lesung aus ihrem Buch ‚Was soll ich denn mit Mutters Traum?' traf durchweg auf Zustimmung.

„Das Buch handelte von einem Mutter-Tochter-Konflikt. Die Tochter ist in den Pubertätsjahren und lehnt alles, was die Mutter vorschlägt, ab . . . Auch die freundliche, natürliche Art, mit der Frau Kohlhagen alle Fragen beantwortete, machte den Vortrag sehr interessant."

Ähnlich interessant für die Altersstufe war Margret Steenfatts Lesung aus ‚Anschi ist doch 'ne Hexe', an die sich eine lebendige Diskussion über ‚erste Liebe' anschloß. Auch mit ihrer Biographie über Charlie Chaplin traf sie den Geschmack und das Interesse der Dreizehnjährigen.

Abgerundet wurde dieses Programm mit Informationen von Herrn Kloos über das Verlagswesen.

Die Klassen 9 und 10 konnten motiviert werden, am offiziellen P.E.N.-Programm teilzunehmen.

„Interessant erzählte Karin Karlstedt-Saarsen aus Estland über ihre Arbeit, ihren Lebenslauf und über ihre Bemühungen zur Erhaltung der estischen Sprache. So trug sie uns auch ihre Gedichte in estisch, englisch und deutsch vor, was besonders eindrucksvoll war."

Gleich am ersten Vormittag las Axel Eggebrecht aus seiner „Weltliteratur" in der Aula vor einer großen Schülerschar. Die lebendige Geistigkeit des 1899 geborenen Autors, der nicht das erste Mal im Christianeum zu Gast war, sprang sofort auf die Zuhörerschaft über, so daß eine höchst lebhafte Diskussion sich der Lesung anschloß. Erst einer Nachfolgeveranstaltung gelang es, den inspirierten Dialog zwischen den Generationen vorläufig zu beenden.

Dem Interesse am Christianeum an der neuen Unterrichtssprache Chine-

sisch wurde auch von P.E.N. Rechnung getragen. So las Jin Janfan aus Peking Gedichte vor. Die Wünsche der Schüler, darüber hinaus auch politische Fragen zu diskutieren, lehnte er mit dem Verweis auf seine künstlerische Tätigkeit ab.

Politische Fragen standen erwartungsgemäß nach H. Kants Lesung ‚Die Sache Osbar', einer harmlos kritischen Betrachtung über den Alltag in der DDR, im Vordergrund. Vor allem ging es dabei um die künstlerische Freiheit von DDR-Schriftstellern und um Kants Haltung dazu in seiner Funktion als Präsident des Schriftstellerverbandes. Hermann Kant erwies sich in dieser Diskussion als geschulter Dialektiker, der geschickt Beiträge aufgriff, manchmal überraschend zustimmte, gleichzeitig aber die Politik der DDR rechtfertigte. Von den Schülern wurde diese Gesprächsführung durchgehend negativ beurteilt.

„Hermann Kant zumindest hat durch sein ausweichendes Verhalten meinen Eindruck bestätigt, daß er in der DDR nicht die Rolle eines kurz vor der Verhaftung stehenden freien Schriftstellers, sondern die eines Politikers bzw. eines ‚oberen Schriftstellerfunktionärs' (Die Welt) spielt." (Alexander Missal, 9c)

Auch Uwe Timms ungeschminkte Kritik an der Meinungsfreiheit in der Bundesrepublik schätzten die Schüler nicht, während sie gefesselt der Lesung aus seinem Roman ‚Der Mann auf dem Hochrad' folgten.

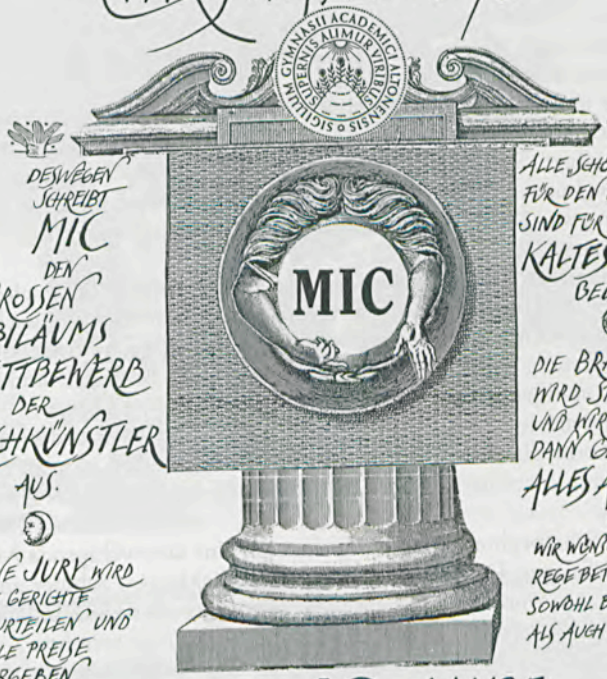
Dieser Veranstaltung sowie der gemeinsamen Lesung von Heinz Kamnitzer (DDR) und Ralph Giordano (Köln) kommt auch historische Bedeutung zu, da hier gemäß dem gerade ratifizierten deutsch-deutschen Kulturabkommen zum erstenmal Schriftsteller aus beiden deutschen Staaten gemeinsam eine Lesung bestritten und sich der Diskussion stellten.

Während Kamnitzer über Erfahrungen des Exils in London berichtete, beeindruckte Giordano mit einer dichten Schilderung der Behandlung von jüdischen Schülern in einer Hamburger Gelehrtenschule (Auszug aus dem Roman ‚Die Bertinis').

Zum Abschluß und als Krönung dieser P.E.N.-Tage im Christianeum muß die Veranstaltung mit Walter Zadek hervorgehoben werden. Hier begegneten die Schüler einem weisen, quicklebendigen 86jährigen Zeitzeugen, der darauf verzichtete, aus seinen Büchern zu lesen, sondern es vorzog, seine Erinnerungen an die Zeit der Verfolgung, Flucht und Emigration packend zu erzählen. Die Schüler waren von den eindringlichen Schilderungen so ergriffen, daß die Veranstaltung von 90 Minuten auf 3 Stunden verlängert wurde. Auch der alte Mann war sichtbar betroffen von dem Engagement der Schüler, gemeinsam über die deutsche Vergangenheit zu sprechen.

Susanne Fricke-Heise
Susanne Plog-Bontemps

CHRISTIANEUMS



DESWEGEN SCHREIBT MIC DEN GROSSEN JUBILÄUMS WETTBEWERB DER KOCHKÜNSTLER AUS.

EINE JURY WIRD DIE GERICHTE BEURTEILEN UND VIELE PREISE VERGEBEN

ALLE SCHÖPFUNGEN FÜR DEN WETTBEWERB SIND FÜR EIN GROSSES KALTES BUFFET BEDACHT!

DIE BRASS-BAND WIRD SPIELEN, UND WIR WOLLEN DANN GEMEINSAM ALLES AUFESSEN.

WIR WÜNSCHEN UNS EINE REGE BETEILIGUNG – SOWOHL BEIM KOCHEN ALS AUCH BEIM FEIERN.

WIRD 10 JAHRE ALT.

DIESES JUBILÄUM WOLLEN WIR AM FREITAG, 26.9.1986, IN DER 5. UND 6. STUNDE IN DER PAUSENHALLE FEIERN!

ALLE GERICHTE FÜR DAS KALTE BUFFET BITTE AM FREITAG, 26.9.1986 ZWISCHEN 7.⁰⁰ UND 11.⁰⁰ IM MIC ABGEBEN.

10 JAHRE MIC

Wir erinnern uns: 1976 begann zaghaft als „Test" die Essenausgabe im Christianeum. „MIC" wurde in einem Preisausschreiben als Name gefunden – *M*ittagessen *i*m *C*hristianeum. Inzwischen herrscht von Montag bis Donnerstag in der Zeit von 11.30 Uhr bis 15.00 Uhr quirliges Leben im MIC und in der Pausenhalle um diesen Mittelpunkt herum.

53 Mütter und eine Großmutter sind zum Einsatz bereit, pro Tag werden durchschnittlich 30 warme Iglo-Mittagessen ausgegeben, an 150 Tagen im Jahr hat MIC geöffnet. Stattliche Zahlen belegen den weiteren Verzehr im Jahre 1985: 8500 Joghurts, 15 500 Milchschnitten und 875 kg Müsli mit 2280 l Milch wurden verspeist, 12 600 Tassen Kaffee und 930 l Apfelsaft flossen in durstige Kehlen.

Mit einem großen Fest sollte das Jubiläum gefeiert werden. Und schon die zweiwöchige „Einstimmungszeit" versprach etwas Besonderes. Eisschokolade, Eiskaffee, raffinierte Desserts bereicherten das tägliche Angebot und weckten Vorfreude. Als „MIC-Väter" agierten Herr Andersen und Herr Dr. Schröder in dieser Zeit.

Am 26. September war es dann soweit. 40 Meter Tischdecke bedeckten ein Büfett in L-Form, 500 Teller, 500 Pappbecher, 1000 Servietten standen und lagen bereit. Frau Matthies und Frau Meyer-Stromfeldt hatten alles glänzend vorbereitet.

Schon vor Schulbeginn rollten die Speisen an, eine überwältigende Anzahl von Kuchen, Salaten, Desserts und anderen Köstlichkeiten. Schüler und Eltern hatten wahre Wunderwerke gebacken, gekocht, in Marzipan modelliert, geschnippelt und gemixt, dazu mit phantasievollen Namen versehen.

Der „Seekrebs von Mohrin" aus Blätterteig mit Fischfüllung prangte auf dem Büfett, ein kleines MIC, nachgebildet aus Marzipan, stand dem großen MIC gegenüber. „MIss MIC, Sailor's Traum, Satter Schüler nach der Mahlzeit, Andersens Märchen, Big MIC, MIC-ropolis" sind nur ein paar Titel der leckeren Kreationen.

Die Juroren, die Preise vergeben sollten, hatten ein schweres Amt.

Die Feierlichkeit begann mit einer Ansprache von Herrn Andersen an die MIC-Mütter, jeder wurde mit einer Rose gedankt. Die Brass-Band spielte flotte Rhythmen. Dann stürzten sich Mütter und Lehrer in die „Schlacht". Und nach einer Stunde waren alle Schüler beköstigt und die Leckereien bis auf den letzten Krümel verzehrt.

„Eat Art" – von zeitgenössischen Künstlern bemüht dargestellt –, im Christianeum fand sie am 26. September 1986 statt.

Rosemarie Nowack

Fotos: Boris Hohmeyer

PROJEKTREISE IN DIE SOWJETUNION – NIE WIEDER?

20. Oktober 1985, Flughafen Fuhlsbüttel; nach 14 Tagen Aufenthalt in Moskau und Leningrad landen wir wieder in Hamburg. Wir sind froh, daß wir die Reise glücklich beendet haben. Zwar mußte eine Schülerin wegen Krankheit vorzeitig nach Hause zurückkehren, zwar hatte es viel Ärger und viele Auseinandersetzungen mit den Schülern gegeben – aber jetzt ist die Gruppe wieder in Hamburg. Wir haben es überstanden, sind froh und erleichtert, freuen uns auf unsere Familien und eine Woche Ferien. Eine Projektreise werde ich nicht mehr machen! Das scheint mir in diesem Moment sicher zu sein, obwohl sich einige Schüler tatsächlich persönlich verabschieden und sich spontan für die schöne Reise bedanken (so etwas gibt es noch!), obwohl wir Lehrer eine Blumenstrauß überreicht bekommen.

Dann Ferien! Aber einige Eltern müssen über das Verhalten ihrer Kinder während der Reise in Kenntnis gesetzt werden; denn sie haben in den meisten Fällen die teure Reise bezahlt, sie müssen auch erfahren, wie ihre Kinder diese Reise genutzt haben. Lange Elterngespräche! Einige sind sehr fruchtbar, einige zeigen sehr deutlich das Unverständnis der Eltern für die Situation von Lehrern auf einer Reise mit fast 60 Schülern. Spaß sollen sie haben, ihrem verständlichen Gesprächsbedürfnis nachgehen können, natürlich trinken sie mal, ein Barbesuch reizt doch, Lehrer müssen Verständnis haben usw. usw. Alles richtig, nur – müssen der Spaß und die Gespräche nach Mitternacht stattfinden, wenn man weiß, daß man am nächsten Morgen nicht aufstehen kann; muß man laut durchs Hotel grölen und andere Gäste stören; muß man so viel trinken, daß man am nächsten Tag eine Führung nicht durchstehen kann, nachdem man zum Frühstück ohnehin einfach nicht erschienen ist? Was erwarten Eltern eigentlich von den begleitenden Lehrern? Wie reden sie über den Lehrer, der die Abwesenheit von Schülern nicht bemerkt oder beanstandet? Und die Volljährigkeit? Sie ist – auch rechtlich – bei einer Schulveranstaltung doch kein Alibi für ein Aussteigen aus der Gruppe. Für mich steht fest: Ich werde keine Projektreise mehr machen, die ohnehin schon mit so viel Arbeit (Vorbereitung, Nachbereitung) verbunden ist. Was mußten wir uns nicht alles bieten und sagen lassen?!

Doch die Zeit läßt auch andere Erinnerungen zurückkehren! 1981 hatten wir in fast gleicher Lehrerbesetzung die Reise schon einmal gemacht. Die Gruppe war genausogroß gewesen. Auch damals hatten die Schüler Spaß, auch damals wurde es mal spät, wurde gefeiert. Trotzdem hatten wir seinerzeit über Selbstverständlichkeiten nicht zu diskutieren brauchen. Das von Intourist ausgearbeitete und von uns dann entschärfte Programm – das war allen Schülern der Projektreise klar – war verbindlich. Wer m a l etwas anderes vorhatte, blieb nicht einfach weg, sondern sagte Bescheid und wurde beurlaubt. Pünktlich erschienen alle Schüler zu den angesetzten Mahlzeiten und Veranstaltungen, so daß wir zum Beispiel beim Frühstück die Möglichkeit hatten, Programmänderungen bekanntzugeben.

Warum hatte es nur diesmal gerade um diese Selbstverständlichkeiten so viele Auseinandersetzungen gegegen? Ich habe nur eine Erklärung dafür: Zu viele Schüler der Gruppe meinten, auf einer Privatreise statt auf einer Projektreise des Christianeums zu sein. Diese Schüler kamen und gingen, wann im-

mer sie Lust hatten, und lehnten jede Verbindlichkeit ab. Zu viele waren zum Zeitpunkt der Reise bei keinem von uns im Unterricht, einige waren uns überhaupt völlig unbekannt und nutzten diese Tatsache aus.

Projektreise in die Sowjetunion – nie wieder? Doch – auch wenn man uns noch so beschimpft hat – im Interesse des Russischunterrichts und der vielen Schüler, die zu schätzen wissen, was ihnen die Schule mit solch einer Reise bietet, werde ich weiterhin bereit sein, Gruppen in die Sowjetunion zu begleiten. Die Reise 1981 ist mir in so guter Erinnerung geblieben. Warum soll sich das nicht wiederholen können?

Anke John

DER BIEN IM CHRISTIANEUM

Unter Bien versteht man die Gesamtheit aller Bienen in einem Volk. Dieses Volk arbeitet wie ein einziger Organismus mit verschiedenen spezialisierten Organen. Daher: Singular, der Bien. Allerdings hat dieser Name nurmehr historischen Charakter und konnte sich lediglich an wenigen altsprachlichen Gymnasien behaupten.

Im Sommer 1983 ist der Bien ans Christianeum gekommen und hat sich nach einigen Startschwierigkeiten gut eingelebt. Die Bienenhistorie des Christianeums reicht bis in das Jahr 1982 zurück, als eine Veranstaltung des Instituts für Lehrerfortbildung am Gymnasium Wentorf stattfand. Der Kollege und Bienenfreund Penner berichtete von seinen drei Bienenvölkern, den Dressurversuchen, die er mit Schülern durchführte, und sonstigen unterrichtlichen Möglichkeiten (Mikroskopieren von Bienen, Pollenuntersuchungen, Semesterarbeiten über Bienenökologie). Bienenstiche, so wurde versichert, seien äußerst seltene Ereignisse.

Seit diesem Zeitpunkt war es unser Bemühen, die Zahl der Christianeer um einige 100000 zu vermehren, was angesichts des drohenden Schülerrückganges von Herrn Andersen auch gern gesehen wurde.

Woher bekommt man ein Bienenvolk? Der Imkerverein verwies auf den Christianeums- und Bienenvater Herrn Dr. Grimm, der uns für das nächste Jahr einen Ableger versprach. Nach den Sommerferien 1983 schafften wir eine Bienenwohnung (Beute) an, und Herr Dr. Grimm reiste mit einem Ablegervolk an, das seinen Standort auf der kleinen Wiese im Süden des Christianeums am Rande des Golfplatzes fand. Ein beinahe idealer Standort, wenn man davon absieht, daß Schüler und Kinder der Nachbarschaft hier freien Zugang hatten. Immer wieder wurden die Bienen Opfer unkanalisierten Forschungsdranges. Stöcke im Einflugloch, Abdrücke von Fußsohlen und Aufkleber an der Beute und unter den Deckel geworfene Hagebutten zeugten von großer Experimentierfreude. Bienen reagieren im Winter auf Störungen nicht nur durch ein hörbares Aufbrausen, sondern auch durch verstärkten Futterverbrauch. Der hierdurch vermehrt anfallende Kot kann wegen des fehlenden Flugwetters nicht abgeladen werden – Krankheiten sind die Folge.

Ein neuer Platz mußte gefunden werden. Die Innenhöfe schienen sehr geeignet (Wetterschutz und kein unbefugter Schülerzutritt), doch war die Befürchtung, daß sich die Bienen in den sehr gleichartig aussehenden Innenhöfen verfliegen würden, nicht von der Hand zu weisen. Auf der anderen Seite sind Bienen als sehr ortskundige Tiere bekannt, die sich nicht nur nach dem Sonnenstand, sondern auch nach Landmarken, Farben und Gerüchen orientieren. Da Standortalternativen nicht vorhanden waren, gab es nur die Wahl: Bienen im Biologie-Innenhof oder gar keine Bienen. Das Experiment glückte: Die erste Honigernte fand im Sommer 1984 statt. Herr Petrlik entwarf ein Schild für die Christianeumshoniggläser, und die Kollegen konnten erstmals leichtverdauliche Kost vom Christianeum nach Hause tragen.

1985 haben wir selbst noch zwei Ableger gebildet. Der eine ist indessen zu einem Wirtschaftsvolk herangewachsen, der andere ist in einem Schaukasten untergebracht. Dieser 3-Waben-Kasten für ein Kleinvolk wurde mit viel Liebe und handwerklichem Geschick von Herrn Kasar gebaut. Seitdem können Schüler den Bienen bei der Arbeit zusehen. Hierzu gehören das Füttern der Larven, das Einfüllen von Honig und Pollen in die Zellen und die Bienentänze, die den Stockgenossinnen Richtung, Entfernung und Art der Futterquelle mitteilen. Dazwischen läuft die behäbige Königin (Jahrgang 85), die als einzige in der Lage ist, Eier zu legen, und die somit den Fortbestand des Volkes garantiert.

Recht turbulent wurde es kurz vor den Sommerferien 1986, als ein mächtiges Brausen im Biologie-Innenhof das „Fallen" eines Schwarmes anzeigte. Hierbei zieht die alte Königin mit der Hälfte des Volkes aus und sucht sich in der Nachbarschaft zunächst einen Sammelplatz. Eine neue Königin bleibt mit dem Restvolk zurück.

Die sich sammelnden Bienen, die sich um die Königin zu einer Traube scharen, heißt es nun einzufangen, wenn der Schwarm nicht auf Nimmerwiedersehen davonfliegen soll. Unser Schwarm bildete am Mammutbaum im Chemie-Innenhof eine fast unerreichbare Traube. Mit einer Stange wurde die Traube aus ca. 30000 Bienen heruntergeschlagen, wobei sie sich zu einer dunklen Wolke auflöste, die sich dann erneut in einem der oberen Innenhöfe zu sammeln begann. Anziehungspunkt war ein Betonkunstwerk, von Schülerhand geschaffen. Diese Art von Kunstverstand sagte nun auch den bei 30° C von Innenhof zu Innenhof in voller Imkermontur hinterherhechelnden Imkern zu. Der Belebung der Kunst durch einen Bienenteppich wurde mittels eines Handfegers und eines alten Bienenstrohkorbes ein Ende gesetzt. Der Bienenkorb (Lüneburger Stülper) steht nun auch im Biologie-Innenhof und überwintert dort als drittes Volk.

Die zwei Wirtschaftsvölker werden von Schülern mitbetreut, die bei der Honigernte oder bei der Auffütterung zum Winder helfen.

Bienenstiche

In der Literatur findet man dazu folgende Verhaltensmaßregel: „Wenn eine Biene stechen will, halte man sich die gespreizten Hände vor das Gesicht." Motto: Bienenstiche im Gesicht liebt auch der Bienenvater nicht. Man darf

nun nicht glauben, daß die Biene deswegen die Flucht ergreift. Sie sticht lediglich in die Hand, was einen Imker allerdings kaum schrecken kann. Weiß er doch, daß Bienenstiche sowohl Rheuma als auch den Tod vertreiben.

Woher weiß man nun, ob eine Biene stechen will? Der Kundige hört es am aggressiven Summton, der Anfänger lernt aus Erfahrung. Jeder kennt die nachsichtige Redewendung von Hundebesitzern: „Mein Hund beißt nicht." Unsere Bienen sind ähnlich friedfertig. Eine gewisse Betriebsblindheit muß man auch bei Imkern einkalkulieren.

Bienen, die noch nicht geflogen sind und bei Imkerarbeiten von den Waben fallen, können über Schuh und Strumpf aufwärts ins Hosenbein krabbeln. Ein Erlebnis, das man nur mit eiserner Beherrschung zu meistern vermag. Wenn man im richtigen Augenblick den Hosenbund öffnet, kann so ein Bienchen oft unversehrt entweichen. Nach so einem Erlebnis ist man bei dem leichtesten Kitzeln am Bein bereit zu schwören, daß man schon wieder eine Biene in der Hose hat. Ein schlagender Beweis für die Lernfähigkeit der Menschen!

Es gibt allerdings Situationen, in denen selbst Imker zugeben, daß Bienen einen Stachel haben. So etwa bei der Honigernte. Dann hält man sich die kleinen Lieblinge mit viel Rauch oder Essigsäurenebeln vom Leibe, da es sonst auch dem „hartschlägigen, gewiegten Imker einmal ungemütlich werden kann".

Honigproduktion in der Welt und im Christianeum

An der Spitze der Honigproduktion der Welt steht die UdSSR. Mit ihren 10 Millionen Bienenvölkern, die ein Viertel der 40 Millionen Völker, die es in der Welt gibt, ausmachen, und einem Jahresertrag von 500 000 t überschreitet die Sowjetunion, was die Honigproduktion anbelangt, alle übrigen Länder. Zum Vergleich ist für die Bundesrepublik im gleichen Zeitraum eine Importmenge von 45 000 t und eine im Lande von einer Million Bienenvölkern erzeugte Menge von 15 000 t angegeben. Daraus ergibt sich ein Pro-Kopf-Verbrauch von ca. einem kg Honig im Jahr. Der Honigertrag der Schulbienen im Sommer 1986 reicht aus, um den Honigbedarf von 60 Durchschnittsbundesbürgern zu decken.

Unsere Bienenrasse

In Mitteleuropa sind seit alters her zwei Bienenrassen vorhanden: die

Kärtner Biene (Apis mellifica carnica) und die

Dunkle Biene (Apis mellifica mellifica).

Die ursprüngliche Verbreitung der Carnica reichte von den Südostalpen bis zum Schwarzen Meer und in die Südrussische Steppe. Sie ist also eine Biene des Donauraumes und des nordöstlichen Balkans.

Die Verbreitung der Mellifica umfaßte ganz West- und Nordeuropa und den nördlichen Teil von Osteuropa sowie Sibirien.

Die letzten Jahrhunderte mit ihrem lebhaften Bienenhandel haben an diesen ursprünglichen Verhältnissen sehr viel geändert. Überall in Mitteleuropa wird die Dunkle Biene verdrängt durch die Carnica. Die Gründe für die Bevorzugung der Carnica-Rasse bei den Imkern liegen im Fleiß und im Verhalten der Bienen.

Ihren Fleiß hat die Carnica bei vielen Leistungsprüfungen unter Beweis gestellt; deshalb konnte sie auch im Christianeum zugelassen werden. In den meisten Trachten war sie allen anderen Rassen überlegen, am stärksten in der Frühtracht (Raps und Obstblüte) und in der Rotkleetracht, die sie durch ihren besonders langen Rüssel und ihrer Sammelenergie gut nutzen kann. Bei der Behandlung der Völker fällt außerdem ihre ausgeprägte Sanftmut und ihr ruhiges Verharren auf der Wabe auf.

Bienenparasit: Varroa jacobsoni

Die Milbe Varroa jacobsoni war ursprünglich ein Parasit der östlichen Honigbiene (Apis cerana), deren Verbreitungsgebiet östlich der Linie Ural/Afghanistan beschränkt ist. Bei der östlichen Honigbiene ist die Milbe ein harmloser Parasit, da sich im Laufe von Jahrtausenden ein Anpassungsprozeß zwischen Wirt und Parasit abgespielt hat. Ist ein Volk stark vermilbt, zieht es aus und läßt die Brut mit den anhaftenden Milben zurück. Nur relativ wenige Milben fliegen als blinde Passagiere mit den ausziehenden Bienen mit und bewirken nach einiger Zeit ein erneutes Ansteigen des Parasitenbefalls im ausgezogenen Volk.

1977 wurde die Varroa-Milbe zum erstenmal in der Bundesrepublik gefunden, vermutlich eingeschleppt zwischen 1971 und 1975 durch Apis cerana-Völkerimporte aus Asien. Infolge solcher Importe wurde die Milbe auf allen Kontinenten, mit Ausnahme von Australien, verbreitet. Da ein Anpassungsprozeß zwischen der westlichen Honigbiene (Apis mellifica) und der Milbe in der kurzen Zeit der Verbreitung nicht stattfinden konnte, ist die Folge, daß die Varroa-Milbe ein schlecht angepaßter Parasit ist: Er bringt seinen Wirt um.

In Tunesien waren bis 1981 90 % der 25 000 meist in traditionellen Beuten gehaltenen Bienenvölker der Milbe zum Opfer gefallen, Bulgarien verlor in nur drei Jahren 200 000 Völker. In der Bundesrepublik waren 1981 1,5 % aller Bienenvölker befallen, 1984 schätzte man bereits eine Quote von 30 %. 1986 wurde auch bei unseren Schulbienen ein Befall ermittelt.

Zur Bekämpfung der Varroatose werden verschiedene chemische Stoffe sowie physikalische und biologische Methoden eingesetzt. Der Schwerpunkt liegt zur Zeit auf der chemischen Bekämpfung.

Nach der Bienenverseuchung besteht eine Behandlungspflicht. Zur Zeit sind zwei chemische Mittel dafür zugelassen. Erfolgreich sind nur jährliche Bekämpfungsmaßnahmen, die flächendeckend in Befallgebieten durchgeführt werden.

Ulrich Schulz
Wolfgang Weigel

KATRIN DIECKMANN

*11. 6. 1969 †21. 10. 1986

ZUM GEDÄCHTNIS

Am 21. 10.1986 verstarb plötzlich während des Unterrichts Katrin Dieckmann. Sie wurde nur 17 Jahre alt.

Katrin trat 1979 in die 5. Klasse des Christianeums ein und war seit dem Sommer dieses Jahres in der Studienstufe. Voller Zuversicht blickte sie auf die vor ihr liegenden zwei Jahre bis zum Abitur. Als Leistungskurse hatte sie Gemeinschaftskunde und Englisch gewählt. Zur Vorbereitung besuchte sie noch in den Sommerferien einen Sprachkursus an der Harvard-Universität.

Wer Katrin kannte, weiß, daß sie ein fröhliches, aber auch nachdenkliches junges Mädchen war, das viele Ideen, Pläne und Interessen hatte. Seit der 5. Klasse war sie im Schulchor; in diesem Jahr nahm sie am Kurs „Darstellendes Spiel" teil; sie segelte, spielte Tennis und Hockey. Während des Betriebspraktikums arbeitete sie im Krankenhaus, was sie einerseits stark belastete, andererseits aber auch dazu brachte, einmal einen sozialen Beruf ergreifen zu wollen. Schon seit über einem Jahr war Katrin Patin einer jetzt 6. Klasse, und mit Mitschülern plante sie eine Theater-AG für die Unterstufe. In diesem Winter wollte sie eine 9. Klasse auf einer Skireise begleiten.

Der Tod hat alle diese Pläne zunichte gemacht. Am 29. Oktober fand in der Nienstedtener Kirche unter Mitwirkung von Chor und Orchester die Trauerfeier statt. Anschließend haben wir auf dem Friedhof von Katrin Abschied genommen. Ihr Tod hat uns allen deutlich gemacht, wie selbstverständlich wir mit unserem Leben umgehen und wie vergleichsweise nichtig viele Dinge sind, über die wir uns so oft ereifern.

Noch unter dem schmerzlichen Eindruck von Katrins Tod stehend, formulierte drei Tage später ein Schüler aus ihrer Tutandengruppe:

„Katrin zitierte einmal (in einem anderen Zusammenhang) ein Buch, in dem es hieß, daß es für die Angehörigen und Freunde wesentlich schwieriger sei als für den sterbenden Menschen selbst, den Übergang vom gewohnten Leben in einen neuen, uns unbekannten Zustand zu überwinden und zu akzeptieren.

Im Bewußtsein dessen und in dem festen Glauben daran, daß es ihr, wo immer sie jetzt ist, gutgeht, war es mir möglich, mit der Leere, die mich bedrückt, umgehen zu lernen. Dieser feste Glaube entstand bei mir als einzige

Hoffnung für sie und ist jetzt als fester Bestandteil meines Bewußtseins nicht mehr wegzudenken.

Katrins Tod war für mich ein Schlag aus ‚heiterem Himmel' und als solcher ein Zeichen, daß jeder Tag, den man gesund unter seinen Freunden verbringt, ein Geschenk ist."

Anke John

IN MEMORIAM

HANS GRIESBACH

*1.4.04 †18.9.86

Bei einem morgendlichen Gang zum Briefkasten sprach mich ein Herr mittleren Alters an, den ich vor einiger Zeit als ehemaligen Christianeer kennengelernt hatte. Er fragte mich: „Wissen Sie, daß Herr Griesbach gestorben ist? Ich habe es im Abendblatt gelesen." Nein, er war doch beim letzten Kollegentreffen mit seiner Frau anwesend. So schnell und unerwartet kann das geschehen.

Aus der Anzeige ergab sich, daß er immerhin das Alter von 82 Jahren erreicht hatte. Im April sah er noch sehr rüstig aus, und er berichtete, daß er und seine Frau noch in der Schwimmabteilung seines Vereins tätig seien. Darüber freute man sich und wünschte ihm, daß er auch weiterhin seinem Sport nachgehen könne. Bei diesem Gespräch tauchten die Erinnerungen an den Elbelauf und die Schwimmwettkämpfe im Bismarckbad auf.

Elbelauf? Ja, richtig! Mir liegt die Übersicht aus dem Jahre 57 vor. Damals starteten 28 Staffeln in 5 Läufen mit 970 Teilnehmern aus 26 Schulen. Die Strecke war 3 km lang und führte vom Hohenzollernring durch den Philosophenweg, die Bernadottestraße, die Corinthstraße und durch die Elbchaussee zurück. Und man staune: Für die Zeit der Läufe wurde der Verkehr in den betroffenen Straßen gestoppt und umgeleitet! Straßenbahnen und Omnibusse und die Autos richteten sich nach den Anweisungen der Polizei, die außerdem mit ihrer Kapelle im Garten des „Landhauses" für gute Stimmung unter den Zuschauern sorgte.

Das Christianeum war insofern besonders mit dem Elbelauf verbunden, als es seit Jahren den Sieger in der Klasse A (Gymnasien für Jungen) gestellt hatte und mit 6:01,8 min die Bahnbestzeit hielt. Und Herr Griesbach hatte daran seinen gebührenden Anteil.

Noch mehr war er an den Schwimmwettkämpfen im Bismarckbad beteiligt, das Schwimmen war sein Hauptanliegen. Das sprang auf die Schüler über, die fleißig übten und sich anstrengten. So blieben auch dabei die Siege nicht aus. Es galt schon damals, daß nicht nur die Muskeln entscheiden, sondern der ganze Mensch, in dem sich die Schnelligkeit des Körpers mit der Zucht des Geistes und der Kraft des Willens vereinigt. Hinter dem aktiven Wettkämpfer waren der Ordner, der Ersatzmann, der Schreiber und die ganze Schule nötig, um zu Sieg und Erfolg zu kommen. Und über allem mußte der Planer mit Weitblick und oft schneller Entscheidung stehen, eben ein erfahrerer Fachmann wie Kollege Griesbach, der aus einer Hamburger Lehrerfamilie stammte und wie der Vater und eine seiner Schwestern den Lehrerberuf wählte. Deshalb durchlief er das Seminar und war bis zum Kriege in verschiedenen Volks- und Realschulen tätig.

An das Christianeum kam Kollege Griesbach nach dem Kriege und blieb dort mit einer kurzen Unterbrechung – Abordnung an eine Volksschule – bis zu seiner Pensionierung mit 65 Jahren.

Mit Turnen und Sport war er von Jugend auf verwachsen. Schon mit 8 Jahren trat er dem Hamburger Turnerbund von 1862 bei und nahm tätig am Vereinsleben teil. Er wurde erster Spiel- und Sportwart und gründete die Schwimmabteilung. In der schweren Zeit der Gleichschaltung übernahm er die Führung des Vereins zum Wohle des HTB 62. Anerkennung und Dank für seine vielseitige und fortschrittliche Tätigkeit kamen in der Wahl zum Ehrenvorsitzenden der Schwimmabteilung und zum Ehrenmitglied seines Vereins neben weiteren Ehrungen zum Ausdruck.

Nach seiner Pensionierung widmete er sich weiterhin seinem Verein bis zu seinem letzten „Arbeitstag", als das Gehirnbluten einsetzte, nachdem er beim Einkauf am Vormittag zwei Stufen herabgestürzt war. Er fuhr noch mit dem Wagen zum Schwimmen, bevor der völlig Zusammenbruch zu Hause geschah. Dabei war sein Geist klar, nur äußern konnte er sich nicht mehr. Nach wenigen Tagen trat das erlösende Ende ein.

So erlosch ein arbeitsreiches, nimmermüdes Leben, das in seiner Familie immer neue Kraft gefunden hatte. Vor allem die Freude an den Enkeln belebte und beglückte ihn. 1984 konnte er noch unbeschwert seine goldene Hochzeit feiern.

Im Rückblick bleibt: Kollege Griesbach war in Schule und Verein in gleicher Weise erfolgreich. Durch seine Tatkraft verwirklichte er sein Anliegen, vor allem die Jugend zu fördern. Er hatte das besondere Glück, daß seine Frau, die er im Turnverein kennengelernt hatte, mit ihm die Neigung zum Sport und zur Jugend teilte. Wenn wir nun zum Abschied von ihm als dem zuverlässigen und hilfsbereiten, mehr wortkargen Kollegen, dem Freund der Jugend und des Sportes unsere Verehrung und unseren Dank bekunden, schließen wir seine Frau in unser Gedenken ein.

J. Geißler

R. I. P.

■

(Zum folgenden Bericht über Hermann Weyl: vgl. a. Christianeum 11. Jg., H. 2; 19. Jg., H. 2 und 32. Jg., H. 1)

DER MATHEMATIKER HERMANN WEYL – EIN EHEMALIGER CHRISTIANEER

Am 9. November 1985 wäre Hermann Weyl 100 Jahre alt geworden. In diesem Jahr hat eine Vielzahl von Ehrungen Hermann Weyls stattgefunden, Ehrungen, die immer wieder deutlich machten, daß Hermann Weyl den Vergleich mit Albert Einstein kaum zu scheuen braucht.

Geboren und aufgewachsen in Elmshorn, hat Hermann Weyl 1904 im Christianeum zu Hamburg-Altona sein Abitur gemacht und anschließend in Göttingen und München Mathematik studiert. 1908 bereits ist er in Göttingen Dozent und 1913 in Zürich Professor für Mathematik geworden. Von 1930 bis 1933 hat er in Göttingen als Nachfolger von David Hilbert gelehrt. Nach seiner Emigration in die USA hat er von 1933 bis 1951 in Princeton gearbeitet, 1954 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Zürich verliehen. Am 8. Dezember 1955 ist Hermann Weyl in Zürich gestorben. Er hinterläßt eine Vielzahl mathematischer und philosophischer Werke, die Grundlage für diesen Aufsatz sind.

Es gibt kaum ein mathematisches Gebiet, in dem Hermann Weyl nicht bahnbrechende Arbeiten veröffentlicht hat; etwa in der Analysis und Funktionstheorie, der Algebra, der Geometrie, der Zahlentheorie, und schließlich hat er sogar das neue Gebiet der Topologie mitentwickelt. Es ist dabei auffallend, daß in vielen seiner mathematischen Arbeiten die Verbindung der verschiedenen mathematischen Disziplinen ein besonderes Schwergewicht hat. So hat Weyl großen Anteil an dem Hilbertschen Programm der Geometriesierung und der Algebraisierung der Analysis, an der Entwicklung der Differential-Geometrie, an der Algebraisierung der Geometrie, und er hat sogar eine algebraische Zahlentheorie vorgelegt.

Diese zur Einheit strebende Richtung seines Forschens entstand aus Weyls starker Neigung zu philosophischer Reflektion. Auf dem Hintergrund von Weyls tiefgreifendem erkenntnistheoretischen Ansatz wird auch verständlich, warum Weyls mathematischen Arbeiten der außerordentlich große Erfolg in der physikalischen Anwendung beschieden war und auch in der Zukunft sogar in zunehmendem Maße fortwirkt.

Wenn Hermann Weyl sich durchaus in erster Linie als Mathematiker verstanden hat, so ist doch die Richtung seines Forschens von seinen philosophischen Überlegungen her bestimmt gewesen, was an vielen Stellen seines Werkes deutlich zum Ausdruck kommt. Vielleicht ist gerade dies für die Zukunft der Wissenschaft eine von Weyls bedeutsamsten Leistungen.

In diesem Zusammenhang ist die von Hermann Weyl – also die von einem der größten Mathematiker und Physiker unseres Jahrhunderts – aufgestellte Behauptung wichtig, daß es auch heute keine solide Wissenschaft geben könne ohne eine philosophische Grundlegung. Und für Hermann Weyl ist dies nicht nur eine Behauptung, sondern er stellt sein ganzes eigenes Forschen und Arbeiten unter diese Erkenntnis.

Hermann Weyl hat sich selbst als Bote zwischen Mathematik und Physik verstanden. Wir wissen allerdings heute, daß nicht nur seine Botendienste wegweisend waren, sondern vielmehr auch noch seine Botschaften, die er selbst erdachte.

Das Ergebnis seiner philosophischen Überlegungen legt Weyl in dem Buch ‚Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften' nieder und stellt für sich selbst darin die Forderung auf, daß die Mathematik sich in den Dienst der Naturwissenschaften zu stellen habe.

Wie aber kann dies möglich sein, wenn doch die Mathematik nichts als die symbolische Konstruktion des Menschen ist, wie er sagt? Und so taucht für ihn erneut das Relativitätsproblem auf, das er schon 1918 in seinem Buch „Raum Zeit Materie" beschrieben hat; das Problem nämlich, wie sich gedankliche Konstruktionen auf Objekte der Außenwelt beziehen lassen. „Wen es zum Objektiven drängt", so sagt er in seiner Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaften, „der kommt um das Relativitätsproblem nicht herum".

Dieses Relativitätsproblem hat Weyl bis an sein Lebensende beschäftigt. Er hat dafür verschiedene Lösungen im Rahmen der mathematischen Invariantentheorie angegeben, zu denen auch seine eich-theoretischen Ansätze gehören. Er war sich dabei aber stets bewußt, daß die subjektiven Bedingungen des Menschen niemals vollständig überwunden werden können.

Wenn bis jetzt das Bild eines Wissenschaftlers gezeichnet worden ist, der sich selbst der Ratio streng unterwirft, so sei am Ende noch ein zweiter Aspekt hinzugefügt, der sich aus einem Telegramm ergibt, das Hermann Weyl seinem Enkel zu dessen 5. Geburtstag schickte. Es hat den folgenden Text: „Happy birthday, Peter. Life is a tightrop, follow your own nose".

Dr. Rolf Malzahn

■

CHRONIK 1986

Januar	
6. 1.	Der Erlös des Weihnachtsbasars in Höhe von 5674,33 DM wird wie in den Vorjahren schon dem Kindergarten Belén der evangelischen Kirchengemeinde in Santiago de Chile zur Verfügung gestellt.
10. 1.	Herr Friedrichs scheidet aus dem Kollegium aus, um an die Deutsche Schule in La Paz zu gehen.
20. 1.–10. 2.	Betriebspraktikum der Vorstufe
27. 1.	Das Kollegium verabschiedet sich von dem langjährigen Dezernenten des Schulaufsichtsbezirks Altona, Oberschulrat Dr. Johannes Baar, der zum Monatsende in den Ruhestand geht.
29. 1.	Im Rahmen der Literatur AG referiert der Hamburger Historiker Achaz v. Müller unter dem Titel „Die Maskierung der Ungleichzeitigkeit" über die kulturellen Leistungen der italienischen Stadtrepubliken in der Renaissance.
Februar	
8. 2.	Der Chor der 6. und 7. Klassen sowie Sopran- und Altstimmen des A-Chores wirken gemeinsam mit dem Monteverdi-Chor und dem Chor und dem Orchester der Universität Hamburg in einer Aufführung von Gustav Mahlers 8. Sinfonie im CCH mit.

8.–12.2.	Chorreise der 6. Klassen zum Brahmsee
11.2.	Der Kreiselternrat tagt im Lehrerzimmer des Christianeums.
12. u. 13.2.	Die Schüler der 5. Klassen wirken in einer Fernsehsendung der Reihe „Spaß am Dienstag – Mieslings Unterrichtsstunde" mit.
26.2.	Die Schachmannschaft des Christianeums geht als Sieger aus dem Hamburger Schulturnier „Rechtes gegen linkes Alsterufer" hervor.
März	
3.3.	StD Rolf Eigenwald wird von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung für eine Arbeit über das Thema „Soll man Dichtung auswendig lernen?" ausgezeichnet.
6.3.	Bundesjugendspiele in Geräteturnen
April	
4.4.	Die SV veranstaltet gemeinsam mit den Schülervertretungen der benachbarten Gymnasien Hochrad und Othmarschen eine große „Fete" im Christianeum
8.–9.4.	Frau Fricke-Heise und Frau Scheel unternehmen mit 32 Schülern des 4. Semesters eine Exkursion nach Schwerin
17.4.	Festkonzert zur Einweihung der neuen Orgel (s. Juni-Ausgabe)
22.–26.4.	Chorreise der 7. Klassen zum Brahmsee
25.4.	Schulsenator Prof. Dr. Joist Grolle besucht am Vormittag das Christianeum, um sich über die Aktivitäten und Probleme der Schule zu informieren. Nachmittags stellt er sich einem Gespräch mit dem Kollegium im Lehrerzimmer.
28.4.–2.5.	Chorreise der 5. Klassen zum Brahmsee
Mai	
5.5.	Der chilenische Autor Antonio Skármeta liest aus seinem Erzählband „Der Radfahrer von San Cristóbal" vor Schülern der Oberstufe. Am Morgen dieses Tages geht folgender „Schneeball" (telefonische Eilnachricht) des Landesschulrates an alle Hamburger Schulen: „*Betr.* Radioaktivität: Es besteht keine akute Gefahr. Der Unterricht findet statt. Bei Regen sollen die Schüler im Gebäude bleiben. Klassenreisen mit Ausnahme in die UdSSR können durchgeführt werden. Die jeweils für Schüler Verantwortlichen richten sich im übrigen nach über Rundfunk und Fernsehen durchgegebenen offiziellen Bekanntmachungen."
7.5.	In einer Aulaveranstaltung informieren Physiklehrer unserer Schule die Schüler der Mittel- und Oberstufe über die Folgen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl.
14.5.	Alljährliches Treffen der jetzigen Lehrer der 5. Klassen mit den früheren Klassenlehrerinnen der benachbarten Grundschulen.

25.5. Die Brass Band spielt bei der Siegerehrung zum Abschluß des Hanse-Marathon in der Festhalle von Planten und Blomen

29. und 30.5. Erste Aufführungen des Musicals „West Side Story". Fast eindreiviertel Jahre lang haben Schüler des erweiterten Grundkurses Darstellendes Spiel und der Brass Band unter der Leitung von Frau Fleischhut, Herrn Achs, Herrn Böhmer und dem Gesamtspielleiter Herrn Schäfer an der Verwirklichung des Projektes gearbeitet.

Juni

2.6. Weitere Aufführung der „West Side Story".

18.6. Aufführung von Aristophanes' Komödie „Die Vögel" – neu übersetzt, inszeniert, gespielt und musikalisch bearbeitet vom Leistungskurs Griechisch des 4. Semesters.

20.6. Entlassungsfeier für die Abiturienten:
Es musizieren das Streichorchester (Leitung Frau Kaiser) und die Brass Band (Leitung Herr Achs). Anschließend wird die Aufführung der „Vögel" wiederholt.
Die Feier wird zu später Dämmerstunde im Freien „unter den Weiden" mit Chormusik der Romantik, die der A-Chor singt, fortgesetzt. Danach feiert das Christianeum bis spät in die Nacht hinein mit einem „Gartenfest zur Sommernacht".

24. und 25.6. Aus Anlaß des Internationalen P.E.N.-Kongresses in Hamburg beteiligt sich das Christianeum mit zwei Projekttagen für Schüler aller Altersgruppen an diesem Ereignis.
Es lesen und diskutieren mit den Schülern u. a. die Schriftsteller Axel Eggebrecht, Ralph Giordano, Jin Janfan, Heinz Kamnitzer, Hermann Kant, Karin Karlstedt-Saarsen, Norgard Kohlhagen, Gerd v. Paczensky, Margot Schroeder, Margot Steenfatt, Uwe Timm, Uwe Wandrey, Yu Kwang-Chung und Walter Zadek.

24.6. Musikabend mit der Brass Band und dem Vororchester. Anschließend Aufführung des Singspiels „Der Seekrebs von Mohrin" von Günther Kretzschmar in der Aula. Es singt und spielt der Unterstufenchor unter Leitung von Herrn Schünicke.

26.6. Wiederholung des Musikabends für die neuen Sextaner und ihre Eltern.

27.6. Das Schuljahr klingt aus mit der Aufführung des „Seekrebs von Mohrin" vor den Schülern der Unter- und Mittelstufe. Anschließend wird Herr Altmann verabschiedet, der stellvertretender Schulleiter des Heinrich-Heine-Gymnasiums geworden ist.

August

11.8. Mit Schuljahresbeginn treten Frau Hartung (Gr,L), Herr Elsner (M,Ph) und Herr Holste-v. Mutius (E,D) neu in das Kollegium ein.

13.8. Feierliche Einschulung der 103 neuen Fünftkläßler.

21.8. Zum Richtfest der Errichtung des Spiegelsaales im Museum für Kunt und Gewerbe spielt die Brass Band.

27.8.	Oberschulrat Dr. Klaus Baumann stellt sich dem Kollegium als neuer Dezernent des Schulaufsichtsbezirkes Altona vor.
29.8.	„Romatik im Rathaus". Der A-Chor singt in der Diele des Hamburger Rathauses im Rahmen des Alstervergnügens. Diese Aufführung wird für die neue Schallplatte „Musik am Christianeum", Folge 3, mitgeschnitten.
September	
4.9.	Nachmittags und abends Wettkämpfe und Spiele der Schüler, Lehrer und Eltern in der Sporthalle.
8.–12.9.	Studienwoche von 25 Oberstufenschülern und mehreren Lehrern bei der BP über das Thema: „Unternehmen, Staat und Umwelt – Rahmenbedingungen für unternehmerisches Handeln".
8.9.	Der Filmemacher Heiner Sylvester stellt im Rahmen der Literatur AG (Leitung Herr Eigenwald) seinen Film „Der Weg aus der Ordnung" vor, der drei junge DDR-Autoren porträtiert. Einer der Porträtierten, der Lyriker Uwe Kolbe, liest Gedichte und diskutiert mit den Mitgliedern der Literatur AG.
11.9.	Sporttag der Schule (die am 4.9. wegen schlechten Wetters ausgefallenen Wettkämpfe werden nachgeholt).
13. und 15.9.	Weitere Aufführungen der „West Side Story" in der Aula.
15.9.	Erster Sprachwettbewerb der drei Hamburger Schulen, an denen Chinesisch unterrichtet wird. Das Christianeum ist mit sechs Schülern vertreten. Die Ergebnisse werden zur Jahreswende bekanntgegeben. Die Sieger des Wettbewerbs sind vom Oberbürgermeister von Shanghai zu einem Besuch eingeladen.
16.9.	Gastspiel mit der „West Side Story" in der Kugelbaken-Halle in Cuxhaven.
19.9.	Gastspiel mit der „West Side Story" in der Aula der Halepaghen-Schule Buxtehude.
21.9.	Das Streichorchester spielt im Rahmen eines Festgottesdienstes in der Altonaer Trinitatiskirche das Orgelkonzert F-Dur von G. F. Händel.
26.9.	M I C („Mittagessen im Christianeum") feiert sein 10jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß bereiten zahlreiche Schüler, Eltern und Lehrer zu Ehren der „amtierenden" und früheren „MIC-Mütter" ein kaltes Büfett; die originellsten Beiträge werden prämiert. An der anschließenden (disziplinierten) „Schlacht am kalten Büfett" beteiligt sich die ganze Schule.
Oktober	Die Brass Band sorgt für fröhliche Stimmung.
1.10.	Die Brass Band beteiligt sich an der Abschlußveranstaltung der Landesschulmusiktage im Auditorium Maximum.
21.10.	Das Christianeum trauert um seine Schülerin Katrin Dieckmann (I. Sem), die während des Unterrichts einer plötzlichen Herzschwäche erliegt.

23. 10. Besuch einer Abordnung der Fremdsprachenuniversität Shanghai unter Leitung ihres Rektors Prof. Hu Meng-Hao, der im Namen der ihm gleichfalls unterstellten Fremdsprachenmittelschule, in der etwa 70 Schüler Deutsch lernen, dem Christianeum das Angebot eines regelmäßigen Kontaktes unterbreitet.

28. 10. Aufnahmen für die neue Christianeum-Schallplatte im Studio Hamburg.

Fünf Mitglieder der Staatlichen Kommission für Erziehung der VR China unter Leitung von Herrn Prof. Ji Baocheng besuchen das Gymnasium, um sich über die Schulform des Gymnasiums und den Chinesischunterricht an unserer Schule zu informieren.

31. 10. Aus Anlaß des Reformationstages sehen die Schüler der 10. Klassen und der Oberstufe in der Aula einen Film über Martin Luther; anschließend wird über diesen Film diskutiert.

Bei der diesjährigen Hamburger Russischolympiade belegen Schüler der 10. Klassen in ihren Wertungsgruppen die Plätze 2 (Caroline v. Zezschwitz), 3 (Anna Sorge) und 4 (Bernhard Kleeberg).

31. 10.–1. 11. Das Kollegium verbringt die Zeit von Freitag nachmittag bis Sonnabend nachmittag in einem Schullandheim in Hoisdorf, um sich über grundsätzliche pädagogische und fachspezifische Fragen auszusprechen.

November

4.–7. 11. Orchesterfahrt der Brass Band und des Streichorchesters.

5. 11. Zentraler Medizinertest für ca. 100 Studienbewerber in der Aula.

Jan-Hendrik Dörner, III. Sem., wird mit einem 1. Preis Landessieger im Bundeswettbewerb Mathematik.

11. 11. Hausmusik im Christianeum (1. Abend).

16. 11. A-Chor und Streichorchester umrahmen die Feierstunde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge in der Musikhalle; es werden das Orgelkonzert F-Dur von Händel und die Messe G-Dur von Franz Schubert aufgeführt.

17. 11. Hausmusik im Christianeum (2. Abend).

18.–23. 11. Reise des A-Chores an den Brahmsee.

21. 11. Der Schriftsteller Claus B. Schröder aus Wismar liest vor Oberstufenschülern aus seiner 1985 im Hamburger Ernst Kabel Verlag erschienenen neuen Biographie Wolfgang Borcherts.

24. 11. Der Pianist Justus Frantz und die Polnische Kammerphilharmonie musizieren in der Aula vor Schülern der Mittel- und der Oberstufe. Zwischen den einzelnen musikalischen Darbietungen beantwortet Herr Prof. Frantz Fragen der Schüler. Die Veranstaltung wird vom ZDF ermöglicht und aufgezeichnet.

30. 11.–7. 12.	Nach langjährigem Bemühen des Hamburger Russischlehrerverbandes um einen Schüleraustausch zwischen Hamburg und Leningrad ist es – mit Unterstützung des Hamburger Senats – gelungen, die Einladung einer 15köpfigen Hamburger Schülergruppe nach Leningrad zu erwirken. Die Gruppe ist zusammengestellt aus Schülern, die besonderes Interesse für die russische Sprache und die Stadt Leningrad gezeigt haben (Russischolympiade, Leningradquiz, Fremdsprachenwettbewerb). Das Christianeum ist mit 6 Schülern an dieser Gruppe beteiligt.
Dezember	
1. 12.	Morgendliches Adventssingen der Unterstufe in der Aula.
4. 12.	Die neue Christianeum-Schallplatte, Folge 3, erscheint.
4.–7. 12.	An der diesjährigen Bundesolympiade für Russischschüler nehmen zwei Schülerinnen des Christianeums teil: Iris Neumann und Caroline v. Zezschwitz.
7. 12.	A-Chor und Orchester gestalten den Gottesdienst zum 2. Advent in der Michaeliskirche.
10. 12.	Chor und Orchester führen abends das Weihnachtsoratorium (I–III) in der Michaeliskirche auf.
12. 12.	Wiederholung dieser Aufführung im Rahmen einer Weihnachtsfeier der Firma Philips.
15. 12.	Adventskonzert des Christianeums für alle Schüler, Eltern und Freunde in der Michaeliskirche.
17. 12.	Der Musikraum II erhält mit Unterstützung des Vereins der Freunde des Christianeums ein Schimmel-Studio-Klavier.
19. 12.	Der letzte Schultag vor Weihnachten klingt aus mit dem traditionellen Basar in der Pausenhalle und den angrenzenden Räumen.

A

BERICHT DES ELTERNRATS 1985/6

Neben den normalen alltäglichen Aufgaben waren es im vergangenen Jahr folgende Themen, mit denen sich der Elternrat schwerpunktmäßig besonders beschäftigte:

Rauchen: Die freizügige Erziehung und die Einrichtung von Raucherzimmern haben u. a. zu einer steten Zunahme von jugendlichen Rauchern geführt. Es erscheint uns dringend notwendig, diese schädliche Entwicklung, verbunden mit einem immer früheren Einstiegsalter, aufzuhalten. Von außen an die Schüler herangetragene Maßnahmen verfehlen mit Sicherheit diesen Zweck. Es muß daher die Aufgabe der Schule sein, eine von den Schülern getragene Lösung zu finden, die besonders den unteren Jahrgängen das Nichtrauchen attraktiver macht.

Lehrplanrevision Geschichte und Sozialkunde: Der Elternrat hat in einem Schreiben an Herrn Senator Prof. Dr. Grolle zu diesem Entwurf Stellung genommen. Unsere Kritik besteht im wesentlichen aus 3 Punkten:

a) Es erscheint uns wichtig, wie bisher die historische Entwicklung kontinuierlich und flächig vorzustellen. Wir meinen, daß das Geschichtsverständnis nur schwer zu fördern ist durch die Behandlung aus dem Zusammenhang herausgelöster Geschichtsausschnitte.
b) Der Plan sieht vor, den Geschichtsunterricht vornehmlich auf die Vermittlung der Zeitgeschichte zu beschränken. Dies Ziel läßt sich aber kaum erreichen, wenn nicht vorher die Grundlagen bekannt sind, die zu dieser zeitgeschichtlichen Situation geführt haben.
c) Die Fächer Geschichte und Sozialkunde sollen in Klasse 10 zu einem Fach verschmelzen. Die Betrachtungsweisen des Historikers und des Sozialkundlers sind jedoch so verschieden, daß es uns geraten scheint, diese unterschiedlichen Disziplinen auch getrennt zu vermitteln.

Lehrerversorgung im Fach Griechisch: Im März dieses Jahres hat der Elternrat ein Schreiben an den Eingabenausschuß der Bürgerschaft gerichtet. Hierin wird gebeten, den Senat zu ersuchen, zum 1. August einen Griechischlehrer neu einzustellen und dem Christianeum zuzuweisen.

Zur Begründung: Zur Zeit ist es nur möglich, den Unterricht im Fach Griechisch zu erteilen, wenn alle Fachlehrer voll einsatzfähig sind. Es ist nicht möglich, einen Ausfall zu vertreten. Weiterhin muß auf das hohe Durchschnittsalter der Griechischlehrer von über 50 Jahren hingewiesen werden. Es erscheint uns die Einstellung eines jungen Altphilologen unbedingt nötig, um auch in Zukunft den traditionellen Griechischunterricht an dieser Schule durchführen zu können. Nach der anfänglichen Zusicherung dieser Lehrkraft wurde uns dann ein Lehrer mit halber Stundenzahl zugewiesen. Wir sehen hierin keine Erfüllung unseres Begehrens und werden versuchen, die Einstellung eines Lehrers mit voller Stundenzahl zu erreichen.

Richtlinien für Erziehung und Unterricht in der Sekundarstufe 1: Dieser Diskussionsentwurf legt richtungsweisende Gedanken und bewährte Grundsätze der Pädagogik dar. Er soll für die Sekundarstufe 1 aller Hamburger Schulen gelten. Genau hier setzt unsere Kritik an: Es ist nicht richtig, in derartigen Richtlinien keine schulformspezifischen Aussagen aufzuführen. Sowie es z. B. um Aussagen über Projekt- und Fachunterricht geht, ist es unmöglich, eine allgemein verbindliche Aussage zu machen, da der Denkansatz und die Zielsetzung der Schulformen unterschiedlich sind. Unsere Anregung an das Amt für Schule ist es daher, die gekürzten, grundsätzlichen pädagogischen Aussagen den jeweiligen schulformspezifischen Richtlinien voranzustellen.

Der Elternrat

SV-BERICHT 1985/86

Nach einer anstrengenden und letztlich unumstritten Wahl (siehe Jahrbuch Seite 100) bezog die neue SV ihren Raum und nahm die Arbeit auf. Obwohl sich schon bald ein harter Kern von vier Vertretern herauskristallisierte (Mark Schoen, gewählter zweiter Schulsprecher, zog es nach zwei Tagen vor, Kaffee zu trinken statt SV-Arbeit zu leisten), versuchten wir viel und gelangten auch recht weit. Wir vertraten mehrere Schüler und sogar ganze Klassen, veranstal-

teten Sportturniere, glichen die hohen Schulden der vorherigen SV durch gelungene Feste (21. 2.1986: Gewinn DM 2000, 4. 4.1986: Gewinn DM 877) wieder aus. Wir haben rund 35000 Milchgetränke und ca. 400 verbilligte Kinokarten verkauft, 42 Aufrufe verteilt, zwei Unterstufenfeten ohne Eintritt und Gewinn veranstaltet, zeitweise eine Tischtennisplatte aufgestellt – die gleich zerstört wurde – und versucht, politische Veranstaltungen durchzuführen.

Wenn es auch aussieht, als ob die SV nur Zeremonienmeister gewesen ist oder vielmehr Milch- und Kartenverkäufer, so ist dennoch hinzuzufügen, daß wir sowohl im Landesausschuß der Gymnasien (LAG) als auch im Hamburger Schüler-Ring (HSR) mitgearbeitet und mit der Schülerunion Kontakt aufgenommen haben.

Im LAG hatten wir mit großen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen, wir wurden zum Beispiel nicht zur ersten der konstituierenden Sitzungen eingeladen, was darauf zurückzuführen ist, daß das Christianeum einen „rechten" Ruf hat. Wir konnten jedoch beweisen, daß auch eine „rechte" Schule konstruktive Schülervertretungsarbeit leisten kann (die letzten Einladungen kamen pünktlich).

Der HSR ist ein Zusammenschluß der Schülervertretungen der drei Gymnasien Hochrad, Othmarschen und Christianeum als Gründerparteien, in den inzwischen weitere Schülervertretungen anderer Schulen eingegliedert sind. Der HSR ist in einen aktiven und einen politischen Teil aufgespalten. Als Ergebnisse sind vom aktiven Teil zwei Feten und Sportturniere, vom politischen Teil die Anerkennung unserer Schülervertretungsleistungen im LAG und der Schülerkammer vorzuweisen.

Schulsprecher und Landesvertreter des Christianeums zu sein hat von mir sicherlich viel Mühe, Zeit und Geduld abgefordert, jedoch hat es mir sehr viel mehr Spaß gemacht. Ich bin froh über die Erfahrung, die ich hierdurch gesammelt habe, und hoffe, die Gelegenheit zu haben, sie an kommende Schülervertretungen weitergeben zu können.

Ich wünsche jeder weiteren SV die Ausdauer – die, wie ich zugebe, nicht leicht aufzubringen ist – und den Mut, Dinge anzupacken, die undurchführbar scheinen, und den Spaß, der in dem Ganzen steckt.

Philip Franz

FAMILIENNACHRICHTEN UND BEKANNTMACHUNGEN

Geburtstage:

Das 80. Lebensjahr vollendeten:

Walter Wulf, Oberstudienrat i. R., 2083 Halstenbek, Friedrichstr. 5, am 16. 3. 1986

Herbert Weise, Studiendirektor i. R., 2000 Hamburg 50, Lisztstraße 43, am 5. 7. 1986

Das 75. Lebensjahr vollendete:

Dr. Hans Haupt, Studiendirektor i. R., 2000 Hamburg 70, Kielmannseggstraße 117e, am 25. 6. 1986

Verstorben:

Frau Ingrid Schwenn, geb. Jannsen, Richterin i. R., 2000 Hamburg 55, Schenefelder Landstraße 14, am 2. 4. 1986

Prof. Dr. Hans-Rudolf Müller-Schwefe, 2000 Hamburg 52, Papenkamp 12, am 10. 4. 1986

Dr. Nis Walter Nissen, Oberstudienrat i. R., 2000 Hamburg 50, Bei der Rolandsmühle 2, am 27. 8. 1986 (vgl. Christianeum 1969, H. 1, S. 43/44, und 1985, S. 40/41)

Hans Griesbach, Oberschullehrer i. R., 2000 Hamburg 56, Rissener Landstr. 222, am 18. 9. 1986 (vgl. Christianeum 1969, H. 1, S. 41, 43)

Reinold Türck, VeC-Mitglied, 2000 Hamburg 53, Harderweg 68, am 8. 4. 1986

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
WEIHNACHTSVERSAMMLUNG

Die traditionelle Zusammenkunft der ehemaligen Schüler und Lehrer des Christianeums und der jetzigen Mitglieder des Lehrerkollegiums „zwischen den Festen" findet

Montag, 29. Dezember 1986, ab 19.30 Uhr

im Hotel Intercontinental, Fontenay 10, Hamburg 36, Bierstube, statt.

Alle Ehemaligen und Lehrer sind herzlich willkommmen.

Der Vorstand

Der Kassenwart

Hiermit bitte ich alle Mitglieder, die für die Geschäftsjahre 1985, 1986 und 1987 fälligen Beiträge in Höhe von je DM 20,– (Mindestbeitrag DM 6,–) auf eines der folgenden Konten zu überweisen:

Postscheckkonto Hamburg 10780-207 (BLZ 200 100 20)
oder Vereinsbank, Filiale Harburg, Nr. 16/07811
(BLZ 200 300 00)

c/o Vereinigung *ehemaliger* Christianeer V.e.C.
Detlef Walter,
Wiedenthaler Bogen 3 g, 2104 Hamburg 92
Tel. 7 96 22 91

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
ZU HAMBURG-ALTONA E. V.

Einladung
zur
Mitgliederversammlung 1987

Mittwoch, 11. Februar 1987, 19.00 Uhr, Christianeum, Aula

1. Teil: Informationsveranstaltung:
Arbeit des Fachbereichs Musik

2. Teil: Mitgliederversammlung
Tagesordnung:

1. Eröffnung und Feststellung der Beschlußfähigkeit
2. Bericht des Vorsitzenden über das Geschäftsjahr 1986
3. Bericht des Schatzmeisters
4. Bericht der Rechnungsprüfer
5. Entlastung des Schatzmeisters
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahlen zum Vorstand
8. Wahlen der Rechnungsprüfer
9. Beitragsordnung
10. 1988: 250 Jahre Christianeum
11. Verschiedenes

Anträge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister bis zum 20. 1. 1987 zugehen.

Harald Neuhaus
Vorsitzender

ADVENTSKONZERT DES CHRISTIANEUMS

Das diesjährige Adventskonzert des Christianeums findet am Montag, dem 15. Dezember, um 18.00 Uhr in der Hamburger Hauptkirche St. Michaelis statt.